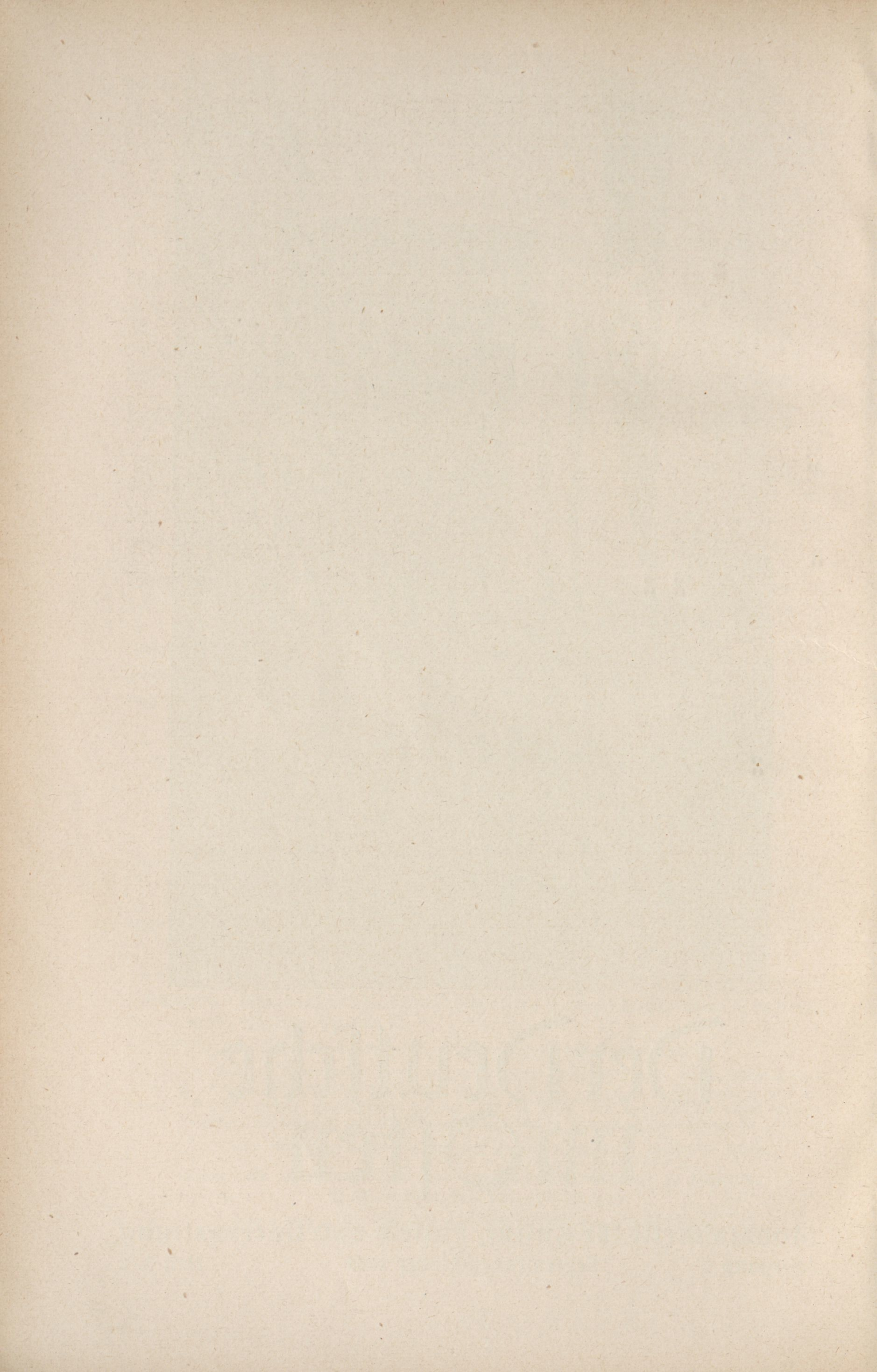
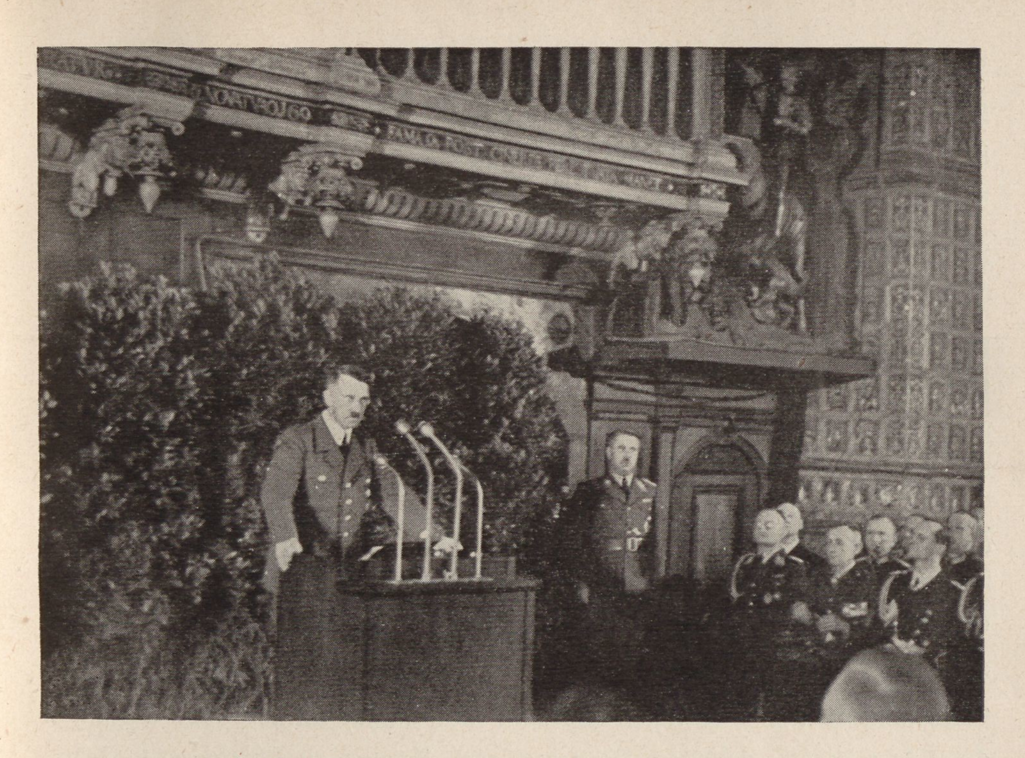


Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2 September/Oktober 1939 Heft 7/8





Der Führer im Danziger Artushof

Ich bin heute zum ersten Male in dieser Stadt Danzig. Sie hat den Schicksalsweg des deutschen Volkes viele, viele Jahrhunderte geteilt. Sie hat mit ihren Söhnen im großen Krieg mitgekämpft und nach dem Kriege ein besonders bitteres Leid erfahren. Nun kehrt sie nach zwanzig Jahren zurück in die große deutsche Volksgemeinschaft. Vieles hat sich seitdem im Reich geändert. Aus dem einstigen Klassen- oder Kastenstaat ist der deutsche Volksstaat geworden. Aus einem Staat, der einst durch die Interessen einzelner Gruppen bestimmt und regiert war, ist nun ein Reich geworden, das allein dem deutschen Volk zu eigen ist. Die Ideen, die dieses Reich beherrschen, sind in dieser Stadt selbst schon seit vielen, vielen Jahren gepredigt worden. Ja, sie haben geholfen, den Geist zu erwecken, der es ermöglichte, die Stadt deutsch zu bewahren und sie mit jenem Glauben zu erfüllen, der sie bis zur Stunde der Erlösung und Befreiung ausharren ließ.

Diese Stunde ist nun gekommen! Ermessen Sie mein eigenes Glücksgefühl, daß mich die Vorsehung berufen hat, das zu verwirklichen, was die besten Deutschen alle ersehnten. Ermessen Sie auch meine innere Ergriffenheit, daß ich nunmehr in diesen ehrwürdigen Räumen zu Ihnen und zum ganzen Volk in dieser Stadt und in diesem Lande sprechen kann. Ich habe mir einst vorgenommen, nicht früher nach Danzig zu kommen, ehe denn diese Stadt wieder zum Deutschen Reich gehört. Ich wollte als ihr Befreier hier einziehen. Am heutigen Tag ist mir nun dieses stolze Glück zuteil geworden!

Ich sehe und empfange in diesem Glück den überreichlichen Lohn für zahlreiche sorgenvolle Stunden, Tage, Wochen und Monate. Sehen Sie in mir, meine lieben Danziger und Danzigerinnen, damit aber auch den Sendboten des Deutschen Reiches und des ganzen deutschen Volkes, das Sie nun durch mich aufnimmt in unsere ewige Gemeinschaft, aus der Sie niemals mehr entlassen werden. Was auch immer dem einzelnen Deutschen in den nächsten Monaten oder Jahren an schwerem Leid beschieden sein mag, es wird leicht sein im Bewußtsein der unlösbaren Gemeinschaft, die unser ganzes großes Volk umschließt und umfaßt.

Wir nehmen Sie auf in diese Gemeinschaft mit dem festen Entschluß, Sie niemals mehr aus ihr ziehen zu lassen, und dieser Entschluß ist zugleich das Gebot für die ganze Bewegung und für das ganze deutsche Volk. Danzig war deutsch, Danzig ist deutsch geblieben und Danzig wird von jetzt ab deutsch sein, solange es ein deutsches Volk gibt und ein Deutsches Reich.

Generationen werden kommen und Generationen werden wieder vergehen. Sie alle werden zurückblicken auf die 20 Jahre der Abwesenheit dieser Stadt als auf eine traurige Zeit in unserer Geschichte. Sie werden sich aber dann nicht nur der Schande des Jahres 1918 erinnern, sondern sich dann auch mit Stolz auf die Zeit der deutschen Wiedererhebung und der Wiederauferstehung des Deutschen Reiches besinnen, jenes Reiches, das nun alle deutschen Stämme zusammengefaßt hat, daß sie zusammenfügte zu einer Einheit und für das wir nun einzutreten entschlossen sind bis zum letzten Hauch.

Aus der Rede des Führers am 19. September 1939 im Artushof zu Danzig

DIE NEUE AUFGABE

Die Befreiung der alten deutschen Reichsgebiete vollzog sich mit einer Schnelligkeit, die kein Feldzug der Geschichte aufzuweisen hat, unter den wuchtigen Schlägen der deutschen Heere. Keine andere Schilderung wird dies je besser und sicherer geben können, als die Sprache des Soldaten:

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Berlin, 1. September 1939.

Auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers hat die Wehrmacht den aktiven Schutz des Reiches übernommen. In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutsch-polnischen Grenzen zum Gegenangriff angetreten. Gleichzeitig sind Geschwader der Luftwaffe zum Niederkämpfen militärischer Ziele in Polen gestartet. Die Kriegsmarine hat den Schutz der Ostsee übernommen.

+

Berlin, den 2. September 1939.

Das Vorgehen der deutschen Truppen brachte auf allen Fronten weitere schnelle Erfolge. Die südlich des oberschlesischen Industriegebietes angesetzte Kräftegruppe nähert sich Biala und hat Pleß genommen. Nördlich davon wurde eine polnische Bunkerlinie durchbrochen. Nördlich des Industriegebietes nähern sich unsere Truppen der Weichsel. Panzerverbände gehen nördlich Tschenstochau auf Radom vor. Wielun ist genommen. Die über Kempen angesetzten Teile sind in flottem Vorgehen auf Sieradz. Die pommersche Kräftegruppe hat die Brahe überschritten und in kraftvollem Stoß mit Anfängen die Weichsel südwestlich Graudenz erreicht. Damit ist die Verbindung mit der aus Westpreußen in Richtung Graudenz angesetzten Gruppe nahezu hergestellt. Die im nördlichen Korridor befindlichen polnischen Heeresteile sind abgeschnitten. Die Säuberung der Tucheler Heide ist im Gange . . . Seestreitkräfte vor der Danziger Bucht beschossen vormittags die Befestigungen auf Hela und den Kriegshafen Hela. Marinefliegerverbände griffen den Hafen Gdingen mit Bomben an.

+

Berlin, den 3. September 1939.

Am Nachmittag des 2. September und in den Morgenstunden des 3. September drangen die Truppen des deutschen Heeres auf allen Fronten erfolgreich weiter auf polnisches Gebiet vor. Tschenstochau wurde genommen.

Ostwärts Wielun wurde die Warthe überschritten. Ein Versuch der im Korridor abgeschnittenen polnischen Truppen, nach Süden durchzubrechen, wurde abgewiesen. Berent ist in deutscher Hand.

+

Berlin, den 4. September 1939.

. . . Die pommersche Kräftegruppe erreichte mit starken Kräften die Weichsel bei Kulm. Das Abschneiden der im nördlichen Korridor stehenden polnischen Kräfte ist damit vollendet. Der deutsche Angriff gegen die Festung Graudenz ist im Nordosten in die Vorlinie eingedrungen . . . Die Seestreitkräfte waren auch gestern erfolgreich tätig. Zerstörer haben die im Kriegshafen von Hela liegenden feindlichen Schiffe unter wirkungsvolles Feuer genommen. Vor der Danziger Bucht wurde ein polnisches U-Boot versenkt. Luftangriffe gegen Gdingen und Hela wurden erneuert und brachten hierbei den polnischen Zerstörer „Wicher" zum Sinken. Der Minenleger „Gryf" wurde schwer beschädigt.

+

Berlin, den 4. September 1939.

Durch das schnelle Zufassen der deutschen Truppen wurde der Pole verhindert, seine durch Gefangenenaussagen bestätigte Absicht durchzuführen, die ausgebaute Warthestellung zu halten. Ostrowo, Krotoschin und Lissa sind in deutscher Hand. Heute morgen haben erstmalig Truppen aus dem Reich auf dem Landwege ostpreußischen Boden erreicht.

+

Berlin, den 5. September 1939.

Das deutsche Ostheer brach am 4. September auf allen Fronten den feindlichen Widerstand und stieß unaufhaltsam weiter vor . . . Überstürzt räumt der Feind das oberschlesische Industriegebiet . . . Im Norden versucht die umklammerte polnische Korridorarmee in verzweifelten Einzelaktionen, den eisernen Ring zu sprengen; seit gestern häufen sich die Anzeichen der beginnenden Erkenntnis über die hoffnungslose Lage der Polen. Die Befestigungen in Graudenz wurden genommen. Die bei und südlich Kulm unter den Augen des Führers und Obersten Befehlshabers über die Weichsel gesetzten Truppen sind auf dem Ostufer in raschem Vordringen . . .

+

Berlin, den 6. September 1939.

. . . Die bei Kulm und Graudenz auf das Ostufer der Weichsel übergegangenen Kräfte setzen die Verfolgung des geschlagenen Feindes fort . . . Deutsche Seestreitkräfte vernichteten in der Ostsee ein polnisches U-Boot . . . Bromberg ist von den deutschen Truppen genommen. Die Netze wurde in Gegend Brom-

berg nach Süden überschritten . . . Die von Süden und Westen gegen Krakau vorstoßenden Kräfte haben den Feind auf die Stadt zurückgeworfen. Das ostoberschlesische Industriegebiet ist in unserer Hand . . .

+

Berlin, den 7. September 1939.

Der Rückzug des polnischen Heeres hielt am 6. September auf der ganzen Front an . . . Ostwärts der Weichsel ist die Straße Thorn-Strasburg überschritten, und ein Brückenkopf über die Drewenz gebildet . . . Im Norden ist die Tucheler Heide nordwestlich Graudenz nunmehr von den versprengten Resten der polnischen Korridorarmee gesäubert. Die Zahl der erbeuteten Geschütze hat sich auf 90 erhöht. Die 9. und die 27. polnische Division, ein Panzerbataillon, 2 Jägerbataillone und die Kavallerie-Brigade „Pomorska" sind vernichtet. Nur Reste haben sich ohne Waffen und Geräte durch die Weichsel schwimmend gerettet. Das noch in den Wäldern steckende Kriegsgerät kann erst in Wochen festgestellt und geborgen werden.

+

Berlin, den 9. September 1939.

. . . Die Provinz Posen wird ohne feindlichen Widerstand fortlaufend besetzt . . .

+

Berlin, den 10. September 1939.

. . . Die Einschließung des polnischen Kriegshafens Gdingen wurde fortgesetzt. Neustadt und Putzig sind in deutscher Hand. Seestreitkräfte unterstützten das Vorgehen des Heeres durch erfolgreiche Beschießung polnischer Batterien sowie des Kriegshafens Gdingen.

+

Berlin, den 12. September 1939.

Durch das Vorgehen unserer Truppen wurden in den Provinzen Posen und Westpreußen in den letzten Tagen Posen, Thorn, Gnesen, Hohensalza und zahlreiche andere deutsche Städte besetzt. Damit ist auch in dieser Gegend das ehemals deutsche Gebiet nahezu restlos in deutscher Hand. . . . Großendorf im westlichen Teil der Halbinsel Hela und seine Hafenanlagen sind von leichten Seestreitkräften in Besitz genommen.

+

Berlin, den 15. September 1939.

. . . Die Stadt Gdingen ist in unserer Hand. Seestreitkräfte griffen in den Kampf um Gdingen und auf der Halbinsel Hela wirkungsvoll ein. Die Einfahrt in den Südhafen von Gdingen wurde erzwungen. . . .

Die noch im Hafen Heisterneſt liegenden polniſchen Kriegsſchiffe wurden durch Bomben verſenkt.

+

Berlin, den 20. September 1939.

. . . Die Kämpfe bei Gdingen wurden geſtern mit der Einnahme des Kriegshafens abgeſchloſſen. Auch hier fielen mehrere Tauſend Gefangene in unſere Hand. Das Schulſchiff Schleswig-Holſtein und Streitkräfte des Führers der Minenſuchboote griffen wirkſam in dieſe Kämpfe ein.

+

Berlin, den 23. September 1939.

. . . Beim Abſuchen der Waldungen an der Bzura fiel am 21. September der Oberbefehlshaber der polniſchen Korridorarmee mit ſeinem ganzen Stabe in unſere Hand.

+

Berlin, den 2. Oktober 1939.

Der letzte Stützpunkt polniſchen Widerſtandes, die befeſtigte Halbinſel Hela, hat ſich geſtern bedingungslos ergeben, noch bevor der von Heer und Kriegsmarine gemeinſam vorbereitete Angriff durchgeführt wurde. Die Beſatzung von 250 Offizieren, darunter der polniſche Flottenchef v. Unruh und 4000 Mann werden heute vormittag die Waffen ſtrecken."

+

Im Rahmen der Niederwerfung des geſamten polniſchen Staates haben dieſe Kämpfe vielleicht nur die Bedeutung von Anfangsaktionen und Nebenhandlungen gehabt. Und doch liegt in ihnen jene gewaltige ſymboliſche Kraft, die jeder Tat des Schwertes in der Geſchichte innewohnt, mit der deutſche Menſchen und deutſches Land von fremden Herren befreit wurden.

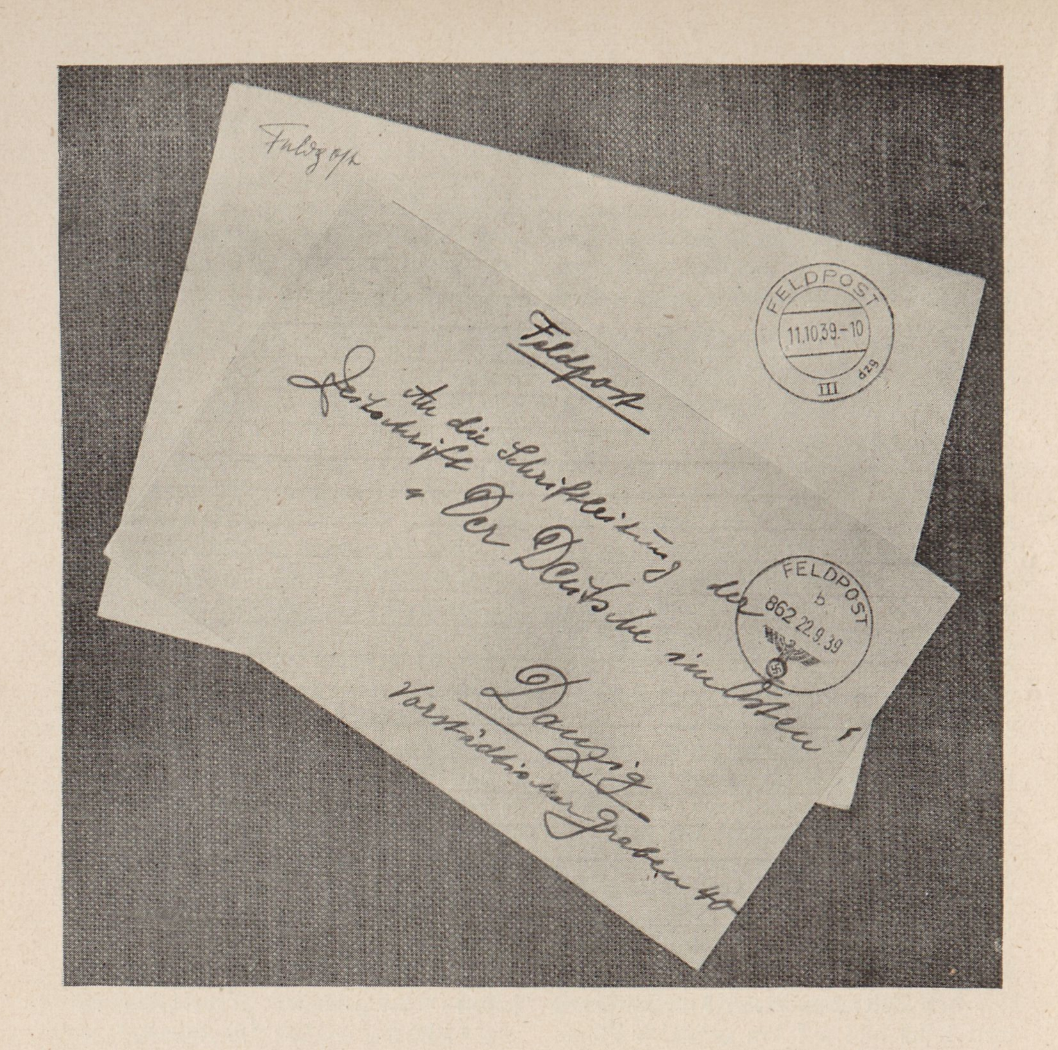
Der Wiedergewinnung der Landſchaften Weſtpreußens, Poſens und Oberſchleſiens und der bald darauf erfolgenden Neuordnung des geſamten oſteuropäiſchen Raumes iſt ein anderes Ereignis in Ausmaß, Bedeutung und Tragweite in der Geſchichte ſchwer an die Seite zu ſtellen. Denn nicht einmal die Neugeſtaltung der preußiſch-deutſchen Oſtflanke durch den ſiebenjährigen Krieg und ſeine Folgezeit, nicht der Ausgriff nach Weſten im Kriege von 1870/71 haben eine derartig umwälzende Bedeutung gehabt, wie jenes Geſchehen, das unſere Tage diktiert und unſere oſtdeutſche Zukunft geſtalten wird.

Damit war nicht nur jene Vergewaltigung von Verſailles wiedergutgemacht, gegen deren Aufrechterhaltung gerade auf dieſen Blättern in aller Unermüdlichkeit gekämpft worden iſt, ſondern die Vernichtung des polniſchen Staates, die Ab-

grenzung des deutschen und des russischen Interessengebietes, die durch den Führer befohlene Heimholung des Auslandsdeutschtums und die sich erst in den Anfängen abzeichnende Neuordnung aller politischen und volklichen Konstellationen im osteuropäischen Raum stellt die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten" vor einen neuen größeren und umfassenderen Aufgabenkreis.

So jung die Zeitschrift an sich sein mag, kann sie es doch in Anspruch nehmen, unter ihrem bisherigen Schriftleiter, Dr. Karl-Hans Fuchs, in diesen Jahren und vor allem in den letzten Monaten der Erfüllung des von ihr gesteckten Zieles, einen mehr als gewöhnlichen Beitrag zur Lösung und Gestaltung der deutschen Sache im Osten beigetragen zu haben. Sie hat vor der Heimkehr Danzigs ins Reich für die Verbreitung der Wahrheit um Danzig im Deutschen Reiche und in der Welt einen entscheidenden Beitrag leisten können.

Wie es Herausgeber und Schriftleitung schon beim Erscheinen des ersten Heftes betonten, bezeichnet das Wort „Osten" im Titel unserer Zeitschrift den Standort, den Ausgangspunkt, von dem „Der Deutsche im Osten" aus den befreiten Gebieten nun zum gesamten deutschen Volke sprechen wird. Auch das Gesicht des Standortes ist größer geworden, und der Wirkungsbereich der Zeitschrift weitet sich nun auf den gesamten Raum der neuen Reichsgaue, denen ein verschwundener polnischer Staat dem Deutschtum den Zutritt zum arteignen Schrifttum bisher erschwerte und verwehrte. Der Kreis weitet sich auf das gesamte großdeutsche Reich, dessen Blickrichtung sich nunmehr nicht nur politisch, sondern auch kulturell in den Osten richtet, weitet sich schließlich auch auf die politische und kulturelle Betreuung jener auslandsdeutschen Volksgenossen, die jetzt in den Schutz des Reiches heimkehren und einer auf Jahre und Jahrzehnte berechneten Aufbauarbeit zugeführt werden. Zu allem diesen wird „Der Deutsche im Osten" durch das Bild der Vergangenheit die Ausrichtung der Gegenwart und die Planung der Zukunft sprechen. Vor allem aber wird er es als sein vornehmstes und zu erweiterndes Aufgabengebiet betrachten, seinen Leserkreis in täglichem Schaffen des deutschen Künstlers heimisch zu machen. Gedicht, Erzählung und Spruchwort, Bauwerk, Bild und Plastik sollen als die gehobenste Ausdrucksform, deren der deutsche Mensch fähig ist, in Dichtung und bildender Kunst von dem Schaffen des Deutschtums Kunde ablegen. Wir wissen, nicht zuletzt aus den vielen Zuschriften und Glückwünschen, die „Der Deutsche im Osten" bei der Heimkehr Danzigs ins Reich erhielt, und aus der lebendigen Anteilnahme, die der Zeitschrift seit ihrem Bestehen vom gesamten Deutschtum entgegengebracht worden ist, daß wir von allen gehört und verstanden werden.



Feldpostbriefe vom Kampferlebnis eines Danziger Soldaten

Vor Zoppot, den 3. 9. 1939.

Gestern abend sind wir hier in Stellung gegangen. Unser Zug liegt mit seinen vier schweren Maschinengewehren eingeschanzt auf einer Höhe zwischen der See und der Straße Zoppot-Gdingen. Ein paar hundert Meter vor uns ist die Schlucht, in der sich der Menzelbach hinzieht. Früher war er die Grenze zwischen Danzig und Polen, jetzt ist er unsere HKL., die Hauptkampflinie, vor der ein etwaiger Angriff der Polen im Feuer unserer Waffen zum Zusammenbrechen gebracht werden soll. Der steile diesseitige Bachabhang ist deshalb versehen mit einem Flandernzaun aus rostigem, über eiserne Pfähle kreuz und quer gezogenen Stacheldraht und spanischen Reitern, nur an zwei Stellen wurden schmale, von vorn nicht erkennbare Durchschlupfe gelassen, damit nachts die Melder und Essenholer zu dem Schützenzug gelangen können, der vorn beim Schloßberg als Gefechtsvorposten in Stellung liegt.

In der hinter uns liegenden Nacht haben wir nun zum erstenmal etwas von dem Begriff Krieg zu spüren bekommen. Gewiß ja nur einen geringen Teilaus-

schnitt, denn der Krieg ist doch ein Ding von hunderterlei Gestalt, und in den kommenden Wochen, Monaten oder vielleicht Jahren wird er uns immer in einer neuen gegenübertreten. Ich will euch aber das Erlebnis dieser Nacht im Gefecht deshalb schreiben, weil es das erste war und darum doch auf jeden von uns von nachhaltiger Wirkung in seiner packenden und gefährlichen Eindringlichkeit. — Nach Einbruch der Dunkelheit und vor Mondaufgang hatten wir uns gestern abend in Marsch gesetzt und waren mit unseren Pferden und Fahrzeugen, auf denen die Maschinengewehre verladen waren, bis an den nordwestlichen Rand von Zoppot gerückt. Hier machte der Zug zunächst halt, Zugführer und Meldereiter galoppierten vor, um Verbindung nach vorn aufzunehmen, wo wir ablösen sollten. Obwohl wir noch ein Stück weit ab waren, vernahmen wir schon deutlich die seit Dunkelwerden heftiger gewordene Gefechtstätigkeit. Meistens war LMG.-Feuer zu hören, dazwischen Gewehrschüsse und das stetige Hämmern schwerer Maschinengewehre, deren Leuchtspurgarben wie Glühwürmchen in flachem Bogen über die vorn gelegenen Höhen herüber- und hinüberstrichen. — Gewiß, wie konnten schon zwischen Gewehr-, LMG.- und SMG.-Feuer unterscheiden, denn wir kannten das ja vom Schießen im Manöver mit Platzpatronen und auch vom Scharfschießen auf den Truppenübungsplätzen. Neu waren uns höchstens die Abschüsse, das Heulen und die Einschläge der Artilleriegeschosse. Aber auch davon abgesehen hörte sich doch alles erheblich anders an als bei den Gefechtsübungen im Frieden. Nachdenklich an unseren Zigaretten ziehend lehnten wir uns an die Räder unserer Kampffahrzeuge oder standen bei den Pferden, die ebenso gespannt wie wir, mit gespitzten Ohren in die Nacht hineinhorchten. „Ja ja Paul, jetzt gehts rein in den Salat!“ sagte einer zu einem anderen, halb ernst halb lachend, und unsere Stimmung war gemischt von der gespannten Erwartung des Kommenden und der leisen Nachdenklichkeit des Bewußtseins, daß man in den nächsten Stunden zum erstenmal im Wirkungsbereich des feindlichen Feuers, das schon von hier aus nicht unerheblich erschien, sich befinden würde. Ich glaube aber nicht, daß einer von uns wirklich Angst gehabt hat; eher mag sich der eine oder andere so wie auch ich mir die Frage vorgelegt haben: Wie wirst du dich wohl nachher benehmen, wenn es dann dicht bei dir einhaut? Wirst du aufgeregt sein und womöglich vergessen weiterzuschießen oder wirst du schnell lernen, den inneren Schweinehund zu überwinden und solange deinen Mann zu stehen, wie es dich nicht selber trifft? — Inzwischen haben wir die sogenannte Feuertaufe hinter uns und festgestellt, daß alles halb so wild war, wie es zuerst von weitem den Eindruck machte. Wir haben unsere gute, echte Kommisruhe auch hier mit Erfolg bewahrt und keiner hat sich aus dem Häuschen bringen lassen.

Der Melder kam zurück und überbrachte den Befehl zum Freimachen der (MG.) Maschinengewehre, Munitionskästen, Handgranaten und — nicht zu vergessen die Fressage wurde von den Fahrzeugen abgeladen, die mitsamt den Reitpferden nach hinten in die sichere Protzenstellung zurückkehrten, während wir nach vorn abhauten. Die Leute von der andern Kompanie, deren Stellung wir als Ablösung bezogen, hatten ja nun schon erlebt, was uns erst noch bevorstand, zeigten sich aber keineswegs besonders beeindruckt: „Ganz ruhiger Laden, ihr werdet euch schon dran gewöhnen“ war alles, was sie sagten. Eine Sekunde später pfiff es in der Luft und gleich darauf folgte ein Krachen, als wenn einer mit der Faust ungestüm und voller Wucht in einen großen Spiegel hineinhaut. Wir hatten uns automatisch alle in den Graben geduckt, als hätten wir es hundertmal gelernt. Die Kameraden der andern Kompanie dagegen lachten und sagten, „die ging rüber, da braucht ihr euch doch nicht mehr zu ducken.“ — Sie hatten eben inzwischen schon gelernt, am Pfeifen in der Luft zu unterscheiden, wann ein Geschoß gefährlich war und man die Nase einziehen mußte und wann nicht.

Über der Spitze von Hela ging dann wie eine große, schwefelgelbe Scheibe der Mond auf, in derselben Richtung stiegen unablässig am Horizont weiße Leuchtkugeln der polnischen Besatzungstruppe der Halbinsel auf, die den Strand wohl



Infanterie eines Danziger Regiments in Gotenhafen

zur Sicherung gegen Landeversuche von See her ständig ableuchteten. Vor uns war es noch stockduster, nur schemenhaft hoben sich rechts vorwärts als schwarzer Kegel der bewaldete Schloßberg und dahinter nach links herüber die Höhen von Hochredlau ab, die die polnische Verteidigungsstellung gegen einen Angriff auf Gdingen bargen. Dorthinüber flogen die Glühwürmchen der MG.-Garbe eines links der Straße eingesetzten MG.-Zuges unserer Kompanie, von dort her antwortete der Gegner mit wütenden Gewehrschüssen und bellenden Feuerstößen leichter Maschinengewehre.

Die nächsten anderthalb Stunden geschah bei uns gar nichts. Wir hockten oder standen dösend oder rauchend an unserem Graben und schauten dann und wann nach vorn, wo inzwischen jenseits des Menzelbaches ein heller und heller werdender Feuerschein entstanden war, der, wie wir später erfuhren, von dem Gut Koliebken herkam, das noch in Händen des Gegners und von unserer Artillerie in Brand geschossen worden war. Die rot leuchtende Feuersbrunst, ab und zu jäh überblendet von den geisterhaft am Schloßberg aufsteigenden, weißen Leuchtkugeln, war uns, die wir so etwas vorher noch nie zu sehen Gelegenheit gehabt hatten, wie ein packendes Schauspiel, zu dem die Musik von Gewehren und Granaten gemacht wurde.

Später, kurz nach Mitternacht, gab das helle Mondlicht die Möglichkeit, die MG. auf bestimmte Zielpunkte einzurichten, die der Zugführer vorn auf dem Schloßberg mit den Gefechtsvorposten festgelegt hatte. Der Zuggefechtsstand war zwischen Gewehr zwo und drei, also in der Mitte der Stellung, gelegen und dargestellt durch einen Tisch und einen Stuhl, die unsere Vorgänger weiß der Teufel woher organisiert und uns als Stellungsinventar überlassen hatten. Auf dem Tisch lag ein Meßtischblatt von Zoppot und Umgegend, und im Schein einer vorsichtig mit der Hand abgeblendeten Taschenlampe wurden mit den Halbzugführern die Entfernungen zu den einzelnen Zielen festgelegt. Bald darauf war der Zug feuerbereit, um auf Anforderung der Gefechtsvorposten Notfeuer abgeben zu können. Zur Verbindung nach vorn war schon eine Feldtelephonleitung zum Schloßberg gebaut, Deckname „Sänger B".

Gegen zwei Uhr flackerte vorn dann erneut das Feuer auf. Zuerst fielen ein-

zelne Schüsse, zwischen die jäh der dumpfe Knall einer Handgranate platzte, dann setzte auch schon ein MG. ein. Gerade kurz vorher hatten wir uns zum Schlafen eingerichtet, d. h. zwei Mann blieben bei jedem MG. auf Wache, die andern legten sich in den Nischen des Grabens hin und deckten sich mit der Zeltbahn zu, um etwas gegen den scharfen Seewind geschützt zu sein, der über die kahle Höhe unserer Stellung und um die Grabenecken wie durch einen zugigen Korridor pfiff. Fröstelnd und fluchend war man dann doch etwas eingedufelt. Nun alarmierte der Mann am Fernsprecher: „Sänger B fordert Feuer an auf Ziel zwoo!" — In Sekunden ist alles an seinem Platz, es klappt, als wenn wir schon zigmal so alarmiert worden wären, und schon melden die Gewehrführer durch Zuruf die Feuerbereitschaft ihrer MG. zum Zuggefechtsstand rüber. — „Ein Gurt — Achtung! — Dauerfeuer!!" kommandierte der Zugführer wie auf dem Kasernenhof, und dann ratterten vier MG. gleichmäßig wie die Nähmaschinen Kugel auf Kugel heraus. Die hell phosphoreszierenden Leuchtspurgeschosse aller vier Gewehre, die in die Munition eingegurtet waren, trafen sich genau im Ziel, — bei Ziel zwoo, wo der Gegner anscheinend durchzubrechen versuchte. Der zweite Gurt wurde noch mit um fünf Strich erhöhter Libelle herausgeschossen, so wie sie unser Beobachter vorn bei „Sänger B" durchgab, dann kam der Befehl „Stopfen!" — und gleich darauf „Volle Deckung!!". Alles zog die Köpfe hinter der Grabenwand ein, denn jetzt bekamen wir selbst MG.-Feuer; pfeifend strich die Garbe über unsere Köpfe, und hin und wieder schlug eine Kugel in der rückwärtigen Grabenwand ein. Da kam ein neuer Anruf von „Sänger B" —: „Jetzt Feuer auf Ziel eins!" — Da war nichts mehr mit „Volle Deckung". Ran ans MG., geladen und wieder Feuerbereitschaft gemeldet! Wieder fegte MG.-Feuer vom Gegner her über uns weg. Er mußte unsere Stellung erkannt haben und versuchte uns einzudecken, damit wir seine Stoßtrupps nicht weiter mit unserem Segen eindeckten. — „Hast Du was gemerkt?" — fragte mich Wiebe, der zwei Schritt von mir weg war, mit einem Lachen von reinstem Galgenhumor. Ob ich es gemerkt hatte! Zweimal hatte es genau zwischen uns hindurchgepfiffen und klatschend waren die Geschosse im Sand hinter uns eingehauen. Einen Augenblick später wurde von rechts, vom Gewehr eins, durchgerufen: „Wachtmeister Meyer verwundet!" — Schulterschuß. Das Geschoß hatte ihn getroffen, als er gerade das MG. auf das neue Ziel einrichtete. Als der 3. Gurt aus den Gewehren herausgerattert war und wir nach vorn horchten, ob die Schießerei da weiter anhielt, war dort völlige Ruhe eingetreten, die nur noch hin und wieder in der nächsten halben Stunde durch einen einzigen Gewehrschuß unterbrochen wurde. Als über der See hinten, ostwärts der Spitze von Hela der Nachthimmel sich zum ersten fahlen Morgengrauen verfärbte, kam der Befehl: „Alarmbereitschaft beendet!" Wir hauten uns fröstelnd wieder hin und deckten uns mit den vom Nachttau feuchten Zeltbahnen zu.

+

Modlin, den 29. September 1939.

Heute früh um einhalb acht kam in den Bunker, in dem ich mit Wiebe zusammen pennte, auf einmal ein Melder reingekrochen mit der Nachricht, daß auf dem Fort drüben weiße Fahnen als Zeichen der Übergabe wehten. Wir wühlten uns beide aus unserem Stroh, mit dem wir dies Quartier in der Erde wohnlicher gestaltet hatten, heraus, griffen zu unsern Handgläsern und kletterten die Stufen herauf zum Graben, um selbst mal herüberzukucken, ob wir auch was davon sehen könnten. Richtig war da — eine Daumenbreite rechts von dem dürren Baum, den wir als Grundrichtungspunkt in unserm Abschnitt festgelegt hatten, — an einem Mast eine große, weiße Fahne zu sehen, steif gestreckt von dem über die tischebene Einöde des Truppenübungsplatzes von Modlin fegenden Morgenwind. Diese Bereitschaft zur Übergabe kam uns doch etwas unerwartet, denn wir wußten, daß noch ein oder zwei Tage vorher der Kommandeur des Forts mit Pathos auf eine funkentelegrafische Aufforderung zur Übergabe geantwortet hatte: „Ich bin Soldat!" — Zumindest er selbst war also da noch nicht mürbe gewesen. In den letzten Nächten hatten



Eine Danziger Pak vor dem ehemaligen polnischen Grenzerhaus am Menzelbach bei Zoppot

aber die nicht weit rückwärts unserer Stellung aufgefahrenen, schweren Mörserbatterien weiter gute Arbeit geleistet und Granate um Granate schwersten Kalibers zu jenem flachen, grünen Hügel hinübergesandt, unter dem sich das Fort I der Festung Modlin mit seinen meterdicken Betonwerken barg, und auf dem jetzt die weiße Fahne wehte. Durch die Ritzen der Bohlendecke unseres selbstgebauten Unterstandes, der, wenn auch nicht gegen Artilleriefeuer, so doch wenigstens gegen Regen und Kälte recht guten Schutz bot, kam jedesmal eine kleine Ladung von dem darüber aufgeschütteten Sand hindurch, wenn diese großen Dinger ihre schweren Koffer aus den Rohren jagten. Tagsüber hatte dazu ein Angriff von Sturzkampfbombern den andern abgelöst, gleichmäßig waren die Forts I, II und III und das Kernwerk von Modlin, das in ihrem Schutz dahinter erst als Hauptwiderstandspunkt dicht an der Weichsel lag, mit den großen, zentnerschweren Fliegerbomben belegt worden, deren dumpfer Knall beim Krepieren immer erfolgte kurz nachdem die „Stukas“ schon mit Vollgas von ihren Piloten wieder brummend hochgezogen wurden. Dazu war schließlich wieder und wieder mit gefährlich überraschender Plötzlichkeit konzentriertes Feuer zahlreicher Maschinengewehre über die polnischen Grabensysteme vor der Festung hereingebrochen, das, wie die Gefangenen erzählten, jedesmal unvermutet die Besatzung der Gräben dezimiert hatte. — Jetzt fiel kein Schuß mehr. Es war ein sonderbares Gefühl, als wir nun aus unseren Gräben herauskrabbelten und aufrecht zwischen ihnen herumgingen, was uns am Tage vorher mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Artilleriebeschuß eingebracht hätte.

Am Mittag hatte ich Gelegenheit, mit dem Leutnant nach Modlin hinüberzureiten. Wir wollten uns aus den Beutebeständen einen Karren und ein Ersatzpferd für unseren Granatwerfer beschaffen. Als wir auf die große Straße kamen, die zur Festung hinführt, trafen wir die ersten langen Kolonnen der Gefangenen, die mit grauen Gesichtern und in uneinheitlicher Ausrüstung, z. T. barfuß oder barhäuptig, an uns vorüberzogen, schief von unten zu uns heraufschauend. Rechts und links tauchten die ersten Gräben auf,

die wahrscheinlich von den Posten zur nächtlichen Sicherung besetzt gewesen sein mochten. Unmittelbar an sie schlossen sich breite Stacheldrahtverhaue an, von denen wir wußten, daß schon in den vergangenen Nächten unsere Pioniere darin eine Anzahl Durchschlüpfe geschnitten hatten. Und dann kam das Dorf Zakoczym, das ein trauriger Zeuge der Wirkung des tage- und nächtelangen Artilleriebeschusses war, bei welchem natürlich nicht nur die Befestigungswerke selbst in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Wir ritten hinweg über ein großes hölzernes Kreuz mit einer Christusfigur daran, das an seinem Fuß durch den Splitter einer schweren Granate wie mit einem großen Beil gekappt worden war und mitten auf der Straße liegend zeigte, daß hier an der Seite die Kirche sein mußte. Das Gotteshaus selbst bestand nur noch aus Mauerresten ohne Dach und Turm, die aus einer Halde von Schutt hervorragten. Gut zwei Drittel aller Häuser des ganzen Dorfes waren in Asche gelegt, und wo jedes einzelne gestanden hatte, ragte immer nur noch der aus weißen, feuerbeständigen Chamottsteinen errichtete Schornstein empor, umgeben von rauchenden Trümmern und Balken. — Und vor diesen Schutthaufen saßen Menschen. Sie hockten an den Plätzen, wo sie einst ein Dach über dem Kopf gehabt hatten, starrten uns an oder blickten ins Leere, mit stumpfen Augen, als wenn sie warteten, daß ihnen einer aus den Trümmern ein neues Haus baue. Andere wühlten im Schutt herum, als könnte darin noch etwas von ihren Habseligkeiten zu finden sein. Sie alle waren erst seit kurzem, nämlich nach der Beendigung der Kampfhandlungen, wieder hierher zurückgekehrt. Das bewiesen die Panje-Wägelchen, hoch bepackt mit Betten, Hausrat und Krimskrams und bespannt mit Pferden, deren Augen wie die der Menschen mit glasig müdem Blick ins Leere starrten, und denen Hunger und Trostlosigkeit buchstäblich durch die Rippen schauten.

Wo die Straßen links zum Fort abzweigte, sahen wir dann eine Schar alter Weiber, die, angetan mit zerlumpten Kleidern und grauen, karierten Tüchern, schweigend an der Arbeit waren. Hatte es zuerst so ausgesehen, als ob sie vielleicht zur Stillung des Hungers Kartoffeln aus der Erde lasen oder sonst etwas derartiges taten, so verriet uns bald der süßliche Geruch der Verwesung, daß sie ein anderes Werk vollbrachten. Sie warfen die hier herumliegenden Leichen polnischer Soldaten in die Gräben und schaufelten dann etwas Erde darüber, so daß sie gerade bedeckt waren. Nur hin und wieder gaben sie heulende Klagelaute von sich, wie wenn Hunde heulen. Wir gaben unseren Pferden die Sporen und trabten heraus aus dieser Zone von Tod und Verwesung, vorbei an zwei drallen polnischen Bauernmädchen, die, mit bunten Tüchern geputzt, herausfordernd uns anschauten und die Lippen schürzten, nicht im mindesten beeindruckt von dieser furchtbaren Trostlosigkeit rings umher, die hier der Krieg geschaffen hatte. — Und noch andere Menschen sahen wir, die gleichfalls mit frechem Blick und unbekümmert, geschäftig irgendeinem Ziel zustrebten. Es waren Juden im wehrfähigen Alter, die trotz des hellen Sonnenscheins angetan mit Wintermantel und hochgeschlagenem Kragen zu Fuß und auf Fahrrädern ihres Weges zogen. Die meisten trugen einen Koffer in der Hand, wie die Aasgeier biederten sie sich bei den trübselig herumstehenden oder sitzenden Gruppen der Dorfbewohner an, deren müde Stumpfheit in tiefem Kontrast stand zu ihrer gestikulierenden Lebhaftigkeit.

Ein Trichter von 4 oder 5 m Durchmesser, haargenau auf die Straßenkreuzung am Dorfausgang von Zakoczym durch eine Fliegerbombe in die Erde gebohrt, war zugleich das Grab eines Pferdes, das mit aufgeblähtem Leib und zerrissenem Hals inmitten einer Lache braunrot geronnenen Blutes dalag, den Kopf weit vorgestreckt mit starren schreckhaft offenen Augen. Schnaubend, mit geblähten Nüstern gingen unsere Pferde im Bogen an ihrem toten Bruder vorbei. Voraus in der Niederung blinkte als schmales blaues Band die Weichsel, ein frischer Wind wehte von dort herüber, verwehte den Ruch von Brand und Verwesung und nahm die Erinerung fort an die niederdrückende Schwere der hinter uns liegenden Bilder von Jammer, Elend und Verwüstung, die der Krieg in seinen Fußstapfen hatte.

Günther Hübschmann

„Bromberg"

Die Bartholomäusnacht als Ausdruck des polnischen Nationalcharakters

Das letzte Halbjahr Willkürherrschaft der ehemaligen polnischen Machthaber brachte eine ständige Steigerung der Ausschreitungen gegenüber dem Deutschtum in Polen. Diese Entwicklung fand ihren furchtbaren Höhepunkt während des Kriegsmonats September in den Greueltaten polnischer Zivilisten und sogar regulärer Soldaten an wehrlosen Volksdeutschen und gegenüber in polnische Gefangenschaft geratenen deutschen Soldaten. Mit Erschütterung und Abscheu sind diese niederträchtigen Verbrechen vom deutschen Volk zur Kenntnis genommen worden. Es wäre ein Zeichen unverantwortlicher Schwäche, diese Vorfälle etwa in Vergessenheit geraten zu lassen. Die Parole „Genug des Grauens" wäre Verrat an den gebrachten Opfern. Man muß sich im Gegenteil immer wieder die polnischen Abscheulichkeiten vor Augen halten; denn es sind durchaus nicht alle verübten Rohheiten der Polen bekannt geworden. Beständig werden viele Leichen ermordeter Volksdeutscher gefunden, bei deren Hinmetzelung keine Zeugen zugegen waren und infolgedessen nicht bekannt ist, wie lange und auf welche Art diese vor ihrem Tode gequält wurden. Daß sie aber Entsetzliches erlitten haben müssen, beweisen die furchtbar zerschlagenen Körper. Darüber hinaus ist alles, was an Deutschen verübt worden ist, viel schlimmer, als man es sich überhaupt vorstellen und mit Worten schildern kann. So ist wohl „Bromberg" durch das Massenmorden an deutschen Volksgenossen am 3. September 1939 bereits in die Geschichte eingegangen und symbolhafter Ausdruck für die polnischen Scheußlichkeiten geworden. Aber kein Bericht und kein Bild wird jemals an die grausige Wahrheit dieses Blutsonntags auch nur heranreichen können.

Es wäre völlig verfehlt, die überlebenden Volksdeutschen etwa den Polen sozusagen als moralisches Plus anrechnen zu wollen; denn es ist entweder Zufall, daß sie nicht auch hingeschlachtet wurden oder aber einzig und allein dem überraschend schnellen Vormarsch der deutschen Formationen und vor allem den kühnen Angriffen deutscher Bombenflieger zu verdanken, daß die Polen in vielen Gegenden nicht dazu gekommen sind, ihre finsteren Pläne auszuführen. So ist beispielsweise ein Trupp von etwa 70 polnischen Kätnern aus dem Dorfe Komorsk bereits unterwegs gewesen, um sich, wie vorgesehen, in Sibsau mit Waffen zu versehen, von wo aus die Kolonne die deutschen Dörfer der Schwetz-Neuenburger Niederung Haus für Haus anzünden und die deutsche Bevölkerung niedermachen sollte. Lediglich dem Umstand, daß wenige Kilometer vor Sibsau diese Bande Zeuge eines imponierenden deutschen Fliegerangriffs auf polnische Militärformationen wurde und angsterfüllt schleunigst in ihre Behausungen nach Komorsk zurückkehrte, verdanken die seit Jahrhunderten auf ihren Höfen sitzenden deutschen Bauern ihr Leben und die Erhaltung ihrer Gehöfte. In einem anderen Falle hat ein bekannter Bromberger Arzt dreimal an die Wand gestanden, um erschossen zu werden. In den beiden ersten Fällen ist er noch einmal zur Hilfeleistung zu verwundeten Polen geholt worden, beim drittenmal waren die Gewehre bereits im Anschlag, als die Theaterbrücke von den Polen gesprengt wurde. Das Exekutions-Kommando vermutete einen deutschen Angriff und verschwand. Daß der deutsche Arzt daraufhin entweichen und sich im Keller verbergen konnte, bis die deutschen Truppen kamen, kann man nicht den Polen zugute halten.

Ein Bromberger Kaufmann wurde nur dadurch gerettet, daß er am 20. August seine Wohnung gewechselt hatte und die polnische Horde, die ihn „abholen" sollte, nicht mehr in der alten Wohnung fand und wohl glaubte, er wäre aus Bromberg geflohen.



„Bromberg"

Es muß mit Nachdruck festgestellt werden, daß die Schandtaten der Polen keine Zufälligkeiten und keine etwa aus Panikstimmung geborenen Augenblickserscheinungen waren. Die Maßnahmen, — sowohl die rücksichtslosen Verschleppungen als auch die gemeinen Metzeleien — waren von langer Hand unter Mithilfe der polnischen Behörden vorbereitet. Bekannt geworden ist die Äußerung des Bromberger Starosten Julian Suski aus dem Frühjahr 1939, daß das deutsche Militär, falls es einmal die Grenzen überschreiten sollte, über die Leichen der Volksdeutschen werde marschieren müssen. In den Akten der polnischen Polizeibehörde von Kulm an der Weichsel wurde die schriftliche Aufzeichnung eines telefonischen Befehls des Starosten gefunden, der die Verhaftung und Verschleppung der Deutschen anordnete *).

Die Frau eines aktiven polnischen Majors, die in Bromberg noch aus der Zeit vor ihrer Eheschließung ein Geschäft besaß, hat Ende August der deutschen Geschäftsführerin dringend geraten, sich in Sicherheit zu bringen, denn für den Fall einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Polen würde es den Deutschen in Polen sehr schlecht gehen. Da bei dieser Warnung genaue Einzelheiten erwähnt wurden, die wenige Tage später blutige Wirklichkeit wurden, ist klar, daß diese Frau die genauen Pläne gekannt haben muß. Es hat sich also offensichtlich auch bei dem Bromberger Blutsonntag um eine systematisch vorbereitete Aktion gehandelt. Das geht auch daraus hervor, daß der Schwiegersohn — ein Zahnarzt! — der erwähnten polnischen Offiziersfrau, wie sie selbst sagte, nächtelang an der Aufstellung der Listen für die Aktion gegen die Deutschen mitgearbeitet hatte. Diese Mitteilung hat auch deswegen Bedeutung, weil aus ihr zu ersehen ist, daß die Greueltaten nicht etwa nur vom Mob verübt wurden, sondern daß sogenannte polnische Intelligenz ihre Schuld daran zu verantworten hat. Überall im Lande haben sich die polnischen Studenten, soweit sie nicht zum Militärdienst eingezogen waren, an den Mordtaten führend beteiligt.

In welch skrupelloser Weise von polnischen Akademikern gegen die Deutschen vorgegangen wurde, beweist die Haltung eines polnischen Rechtsanwalts in Bromberg. Er hatte Mitte August von dem deutschen Friseurmeister, der in demselben Hause wohnte, 2000 Zloty entliehen, dafür ein Sparkassenbuch verpfändet und seinen Radioapparat zur Benutzung gegeben. Am 29. August holte er sich den Apparat zurück, da ihn seine Familie, die nach Sandomir flüchtete, mitnehmen sollte.

*) „Der Danziger Vorposten", Nr. 212 vom 11. September 1939.

Am 1. September kam der saubere Herr, um das geliehene Geld nicht zurückzahlen zu müssen, persönlich in die Wohnung der deutschen Eheleute, um sie zu verhaften. Sie mußten, obwohl sie nicht auf der amtlichen Liste standen und kein Verhaftungsbefehl vorlag, den Leidensmarsch nach Lowicz mitmachen. Es läßt sich nicht beschreiben, in welcher Weise sich der polnische Rechtsanwalt dem deutschen Ehepaar gegenüber bei der „Verhaftung" aufgespielt hat. — Aus mehreren Plünderungen von polnischen Bauern auf deutschen Höfen anläßlich der Verhaftung oder gar Ermordung deutscher Bauern wird klar, daß neben dem Deutschenhaß auch noch übelste Bereicherungsabsicht der Polen mitgespielt hat.

Es ist angesichts dieser Greueltaten die Frage nach ihrer Ursache notwendig. Es handelt sich, was bereits aus den oben angeführten wenigen Beispielen ersichtlich ist, um eine wohlvorbereitete Aktion, deren Ausgangspunkt und Ausmaße im polnischen Nationalcharakter begründet liegen. Den breiten Schichten der polnischen Bevölkerung ist eine unglaubliche Grausamkeit eigen, nicht nur gegenüber Andersvölkischen. Auch das Verhältnis untereinander wird von ihr bestimmt. Das folgende, wenn auch wenig appetitliche Beispiel ersetzt lange Ausführungen darüber: Der Krakauer „Ilustrowany Kuryer Codzienny", das größte polnische Blatt, veröffentlichte Anfang August 1939 eine Meldung, die es selbst mit der Überschrift versah: „Der Geist des Ostens. Eine geradezu unglaubliche Ungeheuerlichkeit." Der polnische Artikel, zu dem sich jeder Kommentar erübrigt, hatte folgenden Wortlaut:

„Im Dorfe Zywa Woda bei Suwalki hat sich ein Fall ungewöhnlicher Bestialität minderjähriger Jungen ereignet. Der sechsjährige Czeslaw Kramarewicz weilte in Gesellschaft seines älteren Kameraden, des 14jährigen Anton Zyczkowski und des 15jährigen Eduard Zyczkowski. Als Kramarewicz auf einem Baum saß und Kirschen pflückte, kamen seine Kameraden auf den rohen Gedanken, an dem Knaben eine Kastration vorzunehmen. Diesen Gedanken verwirklichten die entarteten Jungen auch sofort mit Hilfe eines gewöhnlichen Taschenmessers."

Die Brutalität, die sich in dieser Tat von Jugendlichen äußerte, ist auf Schritt und Tritt im polnischen Volksleben festzustellen. Sie ist, das muß festgestellt werden, von den Polen selbst beobachtet aber als Selbstverständlichkeit hingenommen worden. Sie hat dementsprechend auch ihren Niederschlag in der polnischen Literatur gefunden. Es genügt, den Band „Bauernnovellen" des international bekannt gewordenen W. St. Reymont in die Hand zu nehmen, um sich von dieser nationalen Eigenschaft einen Begriff zu verschaffen. Die Novelle „Das Volksgericht" enthält die Schilderung, wie Männer eines Dorfes in Gegenwart der Frauen zwei Mitbewohner, die sich Eigentumsvergehen haben zuschulden kommen lassen, an der Kirchentür erbarmungslos wie tolle Hunde mit Knüppeln totschlagen. In einer anderen, „Gerechtigkeit", wird ein junger Bauer, der sich zu einer Verzweiflungstat hat hinreißen lassen, von den Mitbewohnern des Dorfes aus Rache in sein brennendes Haus hineingeworfen:



„Bromberg"



„B r o m b e r g"

„Eine Anzahl Hände griffen nach seinem Kopf und nach seinen Füßen zugleich, sie hoben ihn, schwenkten ihn und schleuderten den willenlosen Körper wie einen Sack aufs Dach. Das Dach stürzte ein und spie eine Wolke von Feuerfunken zum Himmel empor. Ein einziger, unmenschlicher Aufschrei aus dem Innern des Hauses durchschnitt die Luft."

Den Gipfel unmenschlichster Grausamkeit schildert die Novelle „Der Tod". Auf 30 Seiten zeichnet der polnische Schriftsteller ein Bild von der aus gemeinstem Egoismus diktierten Brutalität einer polnischen Bäuerin, die ihren sterbenden alten Vater aus ihrem Bett herauszerrt und ihn unter ungeheuerlichen Beschimpfungen und Flüchen mit Hilfe ihrer kleinen Tochter in den Schweinestall schleppt, damit er sterbe:

„Die Antkowa erhob sich jäh von ihrem Platz, um durch das Fenster die Dorfstraße abzuspähen; sie war menschenleer. Der Schnee fiel dicht, man konnte kaum ein paar Schritte etwas sehen. Sie blieb wie unschlüssig vor dem Bett stehen — dieses dauerte aber nur einen Augenblick, denn mit einem Male zog sie rauh und energisch das Federbett des Kranken fort und warf es aufs andere Bettgestell, ihm selbst griff sie aber unter die Arme und hob ihn hoch. „Magda! Mach die Türe auf."

Magda sprang erschrocken auf, die Tür zu öffnen. „Komm hierher — faß bei den Füßen an." Magda umklammerte Großvaters Füße mit ihren kleinen Händchen und stand erwartungsvoll da. „Na, vorwärts! Hilf tragen! Glotz nicht herum, hier wird getragen!" befahl sie noch einmal streng.

Der Alte war schwer, völlig bewegungslos und wie bewußtlos, er schien nicht zu begreifen, was mit ihm geschah. Sie hielt ihn fest und trug, oder besser gesagt, schleifte ihn mit sich, denn die Kleine war über die Türschwelle gestolpert und hatte dabei die Füße des Alten fallen lassen, die nun im Schnee zwei tiefe Furchen nach sich zogen.

Die durchdringende Kälte mußte den Kranken zur Besinnung gebracht haben, denn er begann schon auf dem Hof zu wimmern und abgerissene Worte vor sich hinzulallen . . .

„Schrei du noch, schrei — und wenn du dir dein Maul zerreißen solltest, es kommt doch niemand hierher."

Sie hatte ihn durch den Hof geschleift, und nachdem sie mit dem Fuß den Schweinestall geöffnet hatte, schleppte sie ihn hinein und ließ ihn neben der Türschwelle an der Wand fallen . . . . Sie warf die Tür zu, kehrte aber gleich wieder in den Schweinestall zurück, schob dem Alten das Hemd auf der Brust auseinander, riß das Skapulier herunter und nahm es an sich.

„Verrecke, Pestiger!"



Aus der Mappe „Leichenschauhaus" von Szmaj

Sie stieß mit dem Holzschuh nach dem quer über ihrem Weg liegenden nackten Bein und trat hinaus."

Diese Schilderungen von entmenschtem Sadismus, Haß und blinder Rachsucht aus dem polnischen Volksleben eines polnischen Schriftstellers geben einen Maßstab für die Beurteilung der polnischen Übergriffe gegenüber deutscher Zivilbevölkerung und wehrlosen verwundeten oder gefangenen deutschen Soldaten. Die westeuropäische Zivilisation, welche die dünne polnische Oberschicht zum Teil zur Schau trug, vermag daran nichts zu ändern, denn erstens haben die Studenten-Unruhen im Frühjahr dieses Jahres an den polnischen Hochschulen von Warschau und Lemberg ungeheuerliche bis zu Mordtaten gesteigerte Grausamkeiten im Gefolge gehabt, und zweitens hat die sogenannte polnische Oberschicht einschließlich der polnischen Staatsbeamten bei den Verbrechen an den Deutschen mitgewirkt.

Schließlich soll noch einer Tatsache Erwähnung getan werden. Ein polnischer Augenarzt, Dr. Stefan Szmaj, der neben seinem Beruf zeichnerischen Neigungen lebte, hat im Jahre 1928 eine Mappe von zwölf Litographien unter dem Titel „Leichenschauhaus" herausgebracht, deren Blätter von einer furchtbaren Roheit der Gesinnung zeugen. Diese Mappe ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert: Einmal hat man beim Betrachten dieser Blätter das grausige Empfinden, daß hier ein Pole elf Jahre vor dem Bromberger Blutsonntag dessen Scheußlichkeiten vorausgeschaut hat, so ähnlich sind einzelne seiner Zeichnungen den furchtbaren Bildern, die sich dort boten. Zum zweiten aber hat sich ein Exemplar dieser Mappe des Dr. Szmaj in der Schülerbibliothek des polnischen Gymnasiums in Danzig gefunden. Nur die Tatsache, daß eben eine unvorstellbare Rohheit und Grausamkeit einen Grundzug des polnischen Charakters bildet, vermag die Erklärung dafür zu geben, daß man einer für Schuljugend bestimmten Bücherei derartige grauenvolle Zeichnungen widerlich verstümmelter Leichen zugänglich macht *).

Die Reihe der Beispiele aus der polnischen Literatur und bildenden Kunst ließe sich fortsetzen. Es erübrigt sich aber deren Anhäufung. Wenn aus der Kunst eines Volkes Parallelen zu grausigen Vorkommnissen des Tages gezogen werden können, ist die Feststellung, daß es sich bei ihnen um Eigenschaften des Nationalcharakters handelt, weder verfehlt noch auch nur übertrieben, denn die überhöhte Schau von Künstlern ist die Rechtfertigung für ein in dieser Richtung gehendes hartes Urteil.

*) Die Zeichnungen „Leichenschauhaus" von Szmaj sind derart widerliche Darstellungen, daß wir uns nicht zu einer Wiedergabe der Zeichnungen von Leichen entschließen konnten. Die umseitig ausgewählte Kopfzeichnung ist noch das zahmste, was Szmaj sich geleistet hat.

Detlef Krannhals

Ordensburgen im deutschen Weichselland

Seitdem das deutsche Weichselland überhaupt das Vorhandensein einer Staatsordnung erlebte, hat es in den Jahrhunderten seiner Grenzlandgeschichte nicht nur eine landschaftliche, sondern auch eine wirtschaftliche und vor allem aber politische Einheit gebildet. Erst dem Hasse der Väter des Versailler Diktats und den Handstreichen polnischen Militärs auf das rechte Weichselufer bei Marienwerder blieb es vorbehalten, eine durch das Wachstum von schicksalsvollen Jahrhunderten gefügte Einheit auf das Sinnloseste zu zerreißen.

Das Weichselland von Thorn bis Danzig ist deutsches Land, es wurde besiedelt, entwässert, kultiviert und bebaut — ja überhaupt dem europäischen Kulturkreis zugeordnet durch deutsche Menschen, deutsche Arbeit und deutsche Staatskunst. Die erste Staatsmacht, die die Weichsellande gestaltend in der Hand gehabt hat, war der Deutsche Ritterorden. Man mag zur politischen Realität geschichtlicher Ansprüche stehen wie man will, — eine auf Arbeit beruhende Leistung, die ein Volk in geschichtlicher Zeit vollbrachte, wird ihm ein ewiges Anrecht auf den Boden sichern, der diese Leistung trägt. Und dieses Anrecht der Leistung hat das deutsche Volk auf die Weichsellande: jenen fruchtbaren Streifen deutscher Landschaft zu beiden Seiten des Weichselstromes, die in den jüngst vergangenen zwei Jahrzehnten unter der landfremden Herrschaft einer Warschauer Regierung gestanden haben.

Dort tragen allenthalben im Land, in den breiten Niederungen der Weichsel, auf den beherrschenden Höhen der Hügellandschaften, in den Städten und vor allem aber auf den Steilufern des deutschen Weichselstromes die steinernen Zeugen unauslöschbarer Leistung: die deutschen Ordensburgen.

Wie eine Schar von Kleinodien sind sie über das Land gestreut. Sie sind ebenso trutzige Festen einer soldatisch-mönchischen Staatsführung, wie der herbe und wahrhaft schöne Ausdruck mittelalterlichen Profanbaues. In ihnen vereinigt sich der eiserne Wille zum allgegenwärtigen Schutz des Landes vor feindlichem Drohen mit einem sehr feinen und ausgewogenen Verständnis für bauliche Schönheit und zweckvollen Schmuck.

Die deutschen Ordensburgen sind das Symbol deutscher Schutzbereitschaft am Rande des Reiches gegen den Druck östlicher Völker, sie sind der Ausdruck eines gebündelten Herrschaftswillens über eine Landschaft, die mit Blut und Schweiß, mit Schwert und Pflug dem Heidentum, dem Urwald und dem Wildstrom entrissen wurde. Sie sind die Mittelpunkte der Staatsgewalt und die Zellen des deutschen Kulturaufbaus in den deutschen Weichsellanden gewesen.

Daß die Ordensburgen Marksteine einer deutschen Vergangenheit der Weichsellande sind, hat nicht einmal die polnische Geschichtspropaganda und pseudohistorische Konjunkturschreiberei zu leugnen gewagt, die einst noch fast jede deutsche Leistung als urpolnisch reklamiert hat. Immerhin hat sie diese deutschen Großbauten einer wahrhaft das Kulturfundament im Weichselland legenden Epoche als unbequem empfunden und sie mit dem Prädikate düsterer Zwingburgen der gehaßten deutschen Kreuzritter belegt.

Als der Deutsche Ritterorden ins Weichselland kam, erschien er aber nicht als ein fremder, ungerufener Eroberer, sondern als die dringend herangeflehte deutsche Macht, die das Land dem Chaos entreißen und der Kultur zuführen sollte. Und darin sind dem Orden seine großen Burgenbauten Urzelle und Stützpunkt,

Vorposten und Mittelpunkt des Staatsaufbaus gewesen. Es war ein weiter Weg von jener ersten sagenhaften Befestigung, die die Ordensritter bei Thorn zu Beginn ihrer Herrschaft im breiten Wipfel einer Eiche errichteten — bis zu jenem steingewordenen Ausdruck einer breit und sicher gelagerten Wucht soldatischer Kühnheit, wie sie in dem Wunderbau der Marienburg vor uns steht.

Aber allenthalben an diesem Wege ragen die Steinkolosse der Burgen oder ihre immer noch Ehrfurcht gebietenden Trümmer, und künden heute von dem zähen und erfolgreichen Vorwärtsschreiten der Aufbauarbeit des Deutschen Ritterordens am Weichselstrom. Die Weichsel ist der Schicksalsstrom des Deutschen Ritterordens gewesen. Selten ist ein Staat in so enger Verknüpfung mit einem Strome gewachsen, geworden und gefallen. 1231 überschritt der Landmeister Hermann Balk bei Thorn von Süden her den Strom und legte dort den ersten Stützpunkt im neuen zu erobernden Land an. Bereits im folgenden Jahre entstand die Ordensburg Kulm, 1233 brachten Ordensschiffe heimlich Baumaterial weichselabwärts und es entstand die erste Burganlage von Marienwerder. So reiht sich nun Jahr um Jahr Burg an Burg. Das ganze Ordensland wird nach einem wohlüberlegten Plane mit einem Netz von Wehranlagen überzogen. Der Orden hat damit in der Baugeschichte seiner Zeit ein einzigartiges und vielbewundertes Werk eines Wehrbausystems geschaffen, dessen Einheit und bauliche Geschlossenheit von keinem Nachahmer erreicht wurden. Planmäßig entstanden im ganzen Lande an allen strategisch und politisch wichtigen Punkten, oft mit großer Schnelligkeit, oft in jahrewährender Sorgfalt die Ordensburgen, die gleichzeitig Garnison und Verwaltungsmittelpunkt, Wirtschaftshof und Herrschaftssitz gewesen sind.

Der Orden schuf mit diesen Bauten etwas durchaus erstmaliges und einzigartiges in den Weichsellanden. Er führte den Wehrbau in Stein an der Weichsel ein. Denn sehen wir uns zu gleicher Zeit unter den Burgbauten der benachbarten Pomoraner oder gar der Polen um, so stoßen wir dort auf regellose Lehmbauten mit schwachen Holztürmen. Ritt der Ordensritter unter einem steingefügten Hochtore in die Burg, so zog ein polnischer Herzog unter einer Holzpforte in sein Anwesen. Der Ordensritter schritt über den kunstvollen Fliesenbelag seiner luftgeheizten Fußböden — der polnische Herzog über den festgestampften Mist seiner Lehmburg.

Alle Ordensburgen, ob sie nun im Westen, wie Bütow, in der Mitte des Ordenslandes wie Marienburg, an der Weichsel wie Mewe oder im äußersten Osten wie Ragnit liegen, sind nach einem gleichartigen Prinzip gebaut. Soweit es das Gelände irgend zuließ, erhebt sich ein großer quadratischer Zentralbaukörper mit hohen Mauern, die vier Ecktürme überragen, als die Hauptburg, — das „Haus", wie die Ordenszeit es schlicht nannte. In seinem Innern liegen nun um einen Wehrhof einer oder mehrere übereinander geordnete Kreuzgänge. Oft schiebt sich, durch hohe Stützbogen mit dem Zentralbau verbunden, ein Vorturm, der sogenannte Danzker in das Gelände hinaus, der wehrtechnischen und anderen Erfordernissen der Burgbesatzung gedient hat.

Obgleich jede Ordensburg für sich einen eigenartigen Organismus darstellt, spricht doch gerade das Prinzip der Burganlagen eine so eindringliche Sprache von der großen völkischen Einheit, die alle diese Bauten auf dem rechten und linken Weichselufer, in Ostpreußen und im heutigen Pommern umfaßt. Wo heute eine Ordensburg steht, da leuchtet unsichtbar aus den Mauern jenes Wort vom einigen Zelt, das ob allem deutschen Land gespannt ist. Wo Ordensburgen stehen — da ist deutscher Boden. Wo überhaupt heute eine Stadt in Westpreußen steht — Gotenhafen ist darunter nicht zu rechnen — lag sie einst im schützenden Schatten des festen Ritterhauses. So stehen oder standen in Danzig, Elbing, Marienburg, Marienwerder, Thorn, Strasburg und Soldau, in Gollub und Löbau, in Graudenz und Kulm, in Schwetz, Neuenburg und Mewe, in Dirschau, Stargard und Konitz, also in fast jeder einzigen westpreußischen Stadt, die Ordensburgen. Nur wenige dieser Burgen sind heute einigermaßen vollkommen erhalten. Und doch bedeutet jeder noch so unscheinbare Rest, daß hier



Der „Klimmek“ an der Weichsel. Der Bergfried der Ordensburg Graudenz

Deutsche einmal Stein auf Stein türmten, daß hier der Deutsche Ritterorden gebietend und schützend über das Land blickte.

Und so treffen wir in jedem Landschaftsstrich des einst von Deutschland getrennten Weichsellandes im heutigen Westpreußen auf eine Deutsche Ordensburg. In Thorn spannt sich der mächtige Danzkerbogen über die winklige Straße, in Birgelau treten wir durch einen reichgezierten Granitbogen in einen wohlerhaltenen Innenhof, in Kulm erinnert nur noch das alte Stadtsiegel mit seiner Burgdarstellung an die verschwundene Ordensburg, in Papau steht noch der Gebäudestumpf und Teile des Kapitelsaales. Von Strasburg ragt ein schlanker Bergfried in das Land und vom letzten Turm der Ordensburg in Graudenz, dem „Klimmek“, blickt man heute über die breite Weichsel auf die lückenlos deutsch besiedelten Niederungslandschaften des anderen Ufers und nur die Sandbänke in der Weichsel erinnern uns hier daran, daß das Land zwei Jahrzehnte unter der Schludrigkeit polnischer Verwaltung verkam.

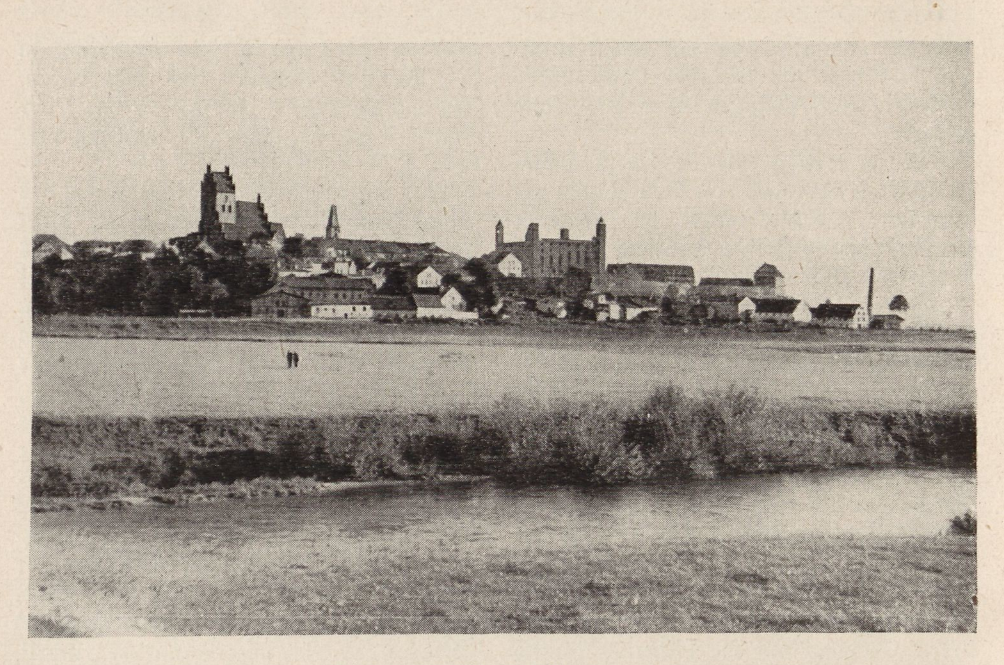
Wer auf den hohen klobigen Turm des Doms von Marienwerder steigt, blickt unter sich auf die erhaltenen Teile des ordenszeitlichen Kapitelschlosses. Steil ragen die Reste eines schönen, schmalen Innenhofes in den Himmel und wie eine mächtige Faust droht der vorgeschobene Danzker nach Westen, den hochgezogene, gigantische Bögen mit dem Hauptschlosse verbinden. Gestern noch sah man von hier nach „Polen“ hinein. Eine geradezu irrsinnige Grenzziehung riß dort unten in der Niederung ein Weichseldorf vom anderen, schnürte Ostpreußen völlig von der Weichsel ab, zerschnitt Felder und Flüsse, Gärten und Häuser. Und dabei ist dieses Weichselland eine unzertrennliche Einheit, gleiches Land an beiden Ufern, gleiche

deutsche Menschen und die gleichen Ordensburgen und Bauten ewiger deutscher Vergangenheit hüben und drüben.

Dort im grau schimmernden Nordosten weißt du die Marienburg, prächtig und fast behäbig an die Nogat gestreckt. Dir gegenüber ragt aber auf dem angeblich einmal „polnischen" Ufer der große quadratische Klotz der Ordensburg Mewe entgegen, hinein in den rötlichen Abendhimmel, der dir die Silhouette des deutschen Städtchens Mewe, gleichfalls eine Ordensgründung, entgegenhält. Mewe, eine recht schmuckarme Ordensfeste, hatte ihre besondere Geschichte. Als erste der Ordensburgen auf dem linken Weichselufer, wurde sie der Ausgangspunkt für die Erwerbung Westpreußens durch den Deutschen Ritterorden. In sehr kurzer Zeit wuchsen die glatten hohen Mauern Mewes empor, die nun seit 1280 bis heute dräuhend und mahnend über die Weichsel ragen und stumm verkünden — wohin wir blicken, worauf wir stehen, das ist deutsche Erde.

Das Ordensschloß von Mewe mag nebenher als ein Schulbeispiel für polnische Denkmalspflege herangezogen werden. Während die preußische Denkmalspflege in der Vorkriegszeit, man denke nur an den großzügigen Ausbau der Marienburg, den Zeugen der Ordensmacht alle erdenkliche Pflege angedeihen ließ, verfielen und zerbröckelten die den Polen überlassenen ordenszeitlichen Denkmäler ohne Wartung. Im Mewer Ordensschloß, das man mit polnischem Militär belegte, brach durch Unvorsichtigkeit oder Absicht ein Brand aus. Jahrelang hat das alte Schloß ohne Dach und Pflege dagestanden.

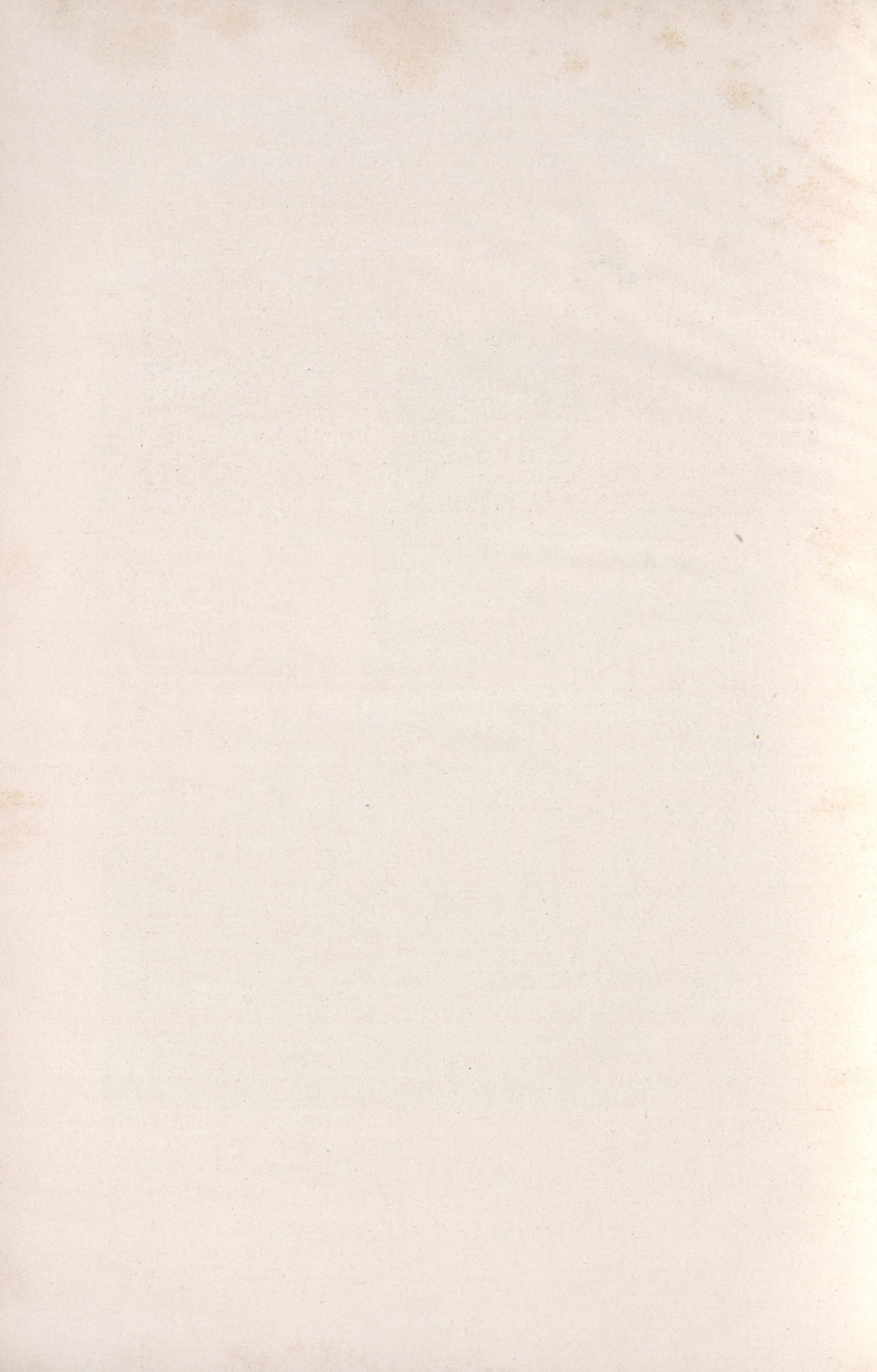
Aber unser Turmausblick von Marienwerder aus führt uns noch weitere Zeugen der Ordensmacht vor Augen. Alle Ordensburgen haben aus strategischen Gründen so zueinander gelegen, daß Rauch und Feuerzeichen von einer Burg zur anderen weitergegeben werden konnten. Und so liegt in unserer Sichtweite ebenfalls am anderen Ufer, das Ordens-

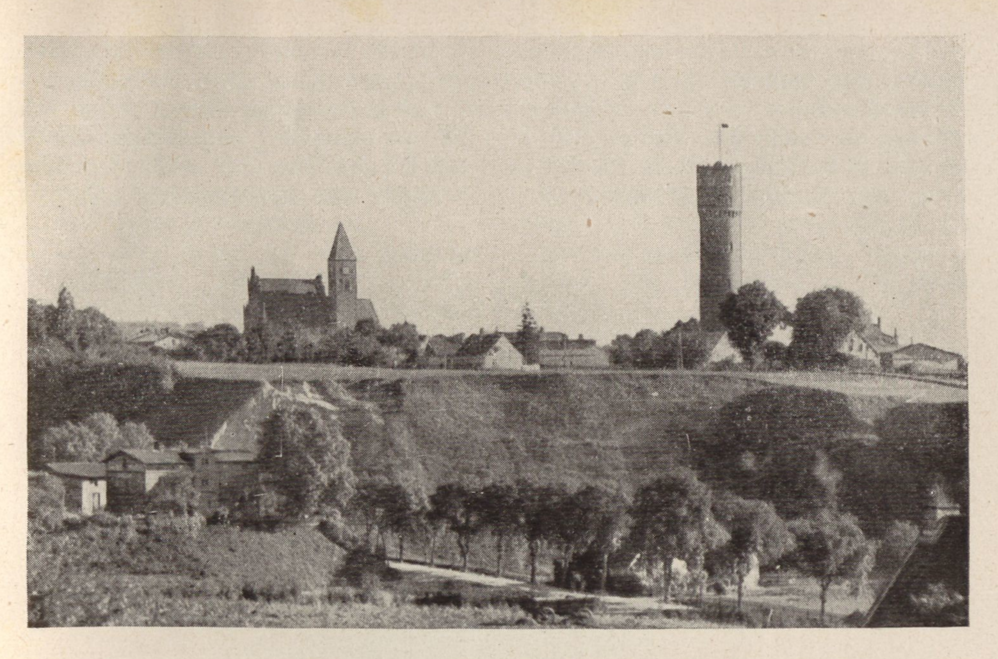


Stadt und Ordensschloß Mewe an der Weichsel



Das Rathaus im befreiten Thorn





Neuenburg an der Weichsel

haus von Neuenburg und noch weiter im Süden wissen wir unmittelbar am Strome das Schloß Schwetz. Seine vier mächtigen Rundtürme stiegen wie riesige Wächter aus der Ebene hervor und schlossen den Block des Ordenshauses an seinen Ecken.

Von der weitverzweigten Organisation des ordenszeitlichen Wehrbaus können wir uns einen Begriff machen, wenn wir erfahren, daß im weiteren Westpreußen auch in Löbau, Sartowitz, Tuchel, Dirschau, Konitz, Putzig und Briesen feste Häuser des Ordens bestanden haben, die heute der Zeit gewichen sind. Aber auch die erhaltenen Ordensburgen oder als Teile vorhandenen Türme, Fassaden und Torbauten sind zahlreich genug und unbekannt zugleich. Im Kulmer Land trifft man überall auf fast völlig vergessene Zeugen ordenszeitlichen Bauwillens. In Leipe finden wir die Fundamente eines Ordensschlosses, so groß wie das von Gollub. In Schönsee steht der Pfeiler einer Danzkeranlage, in Roggenhausen grüßt ein wuchtiger Torturm, von der Engelsburg sind nur noch Reste erhalten, aber Rheden, mit seiner majestätischen Fassade, die ein fast zierliches Netzwerk von glasierten Ziegeln überzieht und seinen einfachen Flankentürmen ist eine der durch ihre stumme Wucht am schönsten wirkenden Ordensburgen im Kulmer Land.

Jahrhunderte waren die Ordensburgen die Machtzentren des deutschen Weichsellandes. Ohne ihren Schutz hätte keine deutsche Stadt im Weichsellande entstehen können. Ohne das Bewußtsein der Geborgenheit im Schutze der Ordensmauern hätte kein Danziger, Thorner und Elbinger Kaufmann seinem friedvollen Handel nachgehen können, wäre kein deutscher Bauer in den Osten gegangen, um dem Urwald das Brot abzutrotzen, wäre die Weichsel ein wilder, ungebändigter Strom geblieben. Ohne die deutsche Ordensburg im Weichselland ist seine heutige Kultur undenkbar.

Als Westpreußen nach jahrhundertelanger Ordensherrschaft durch Verrat vom Deutschen Reiche getrennt wurde, blieben die Ordensburgen, soweit sie nicht durch den dreizehnjährigen Krieg untergingen, dennoch Mittelpunkte der selbständigen westpreußischen Landesverwaltung. Erst als Westpreußen durch Rechts-

bruch und Gewalttat der polnischen Machthaber polnische Verwaltung über sich ergehen lassen mußte, deren Bestehen es nie anerkannt hat, haben auch die meisten Ordensburgen ihren Verfall erlebt. Das Auseinanderbrechen der polnischen Staatsgewalt und die Unfähigkeit der Polen, rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenes Kulturgut wirksam zu erhalten, haben vor allem seit dem 17. Jahrhundert dazu geführt, daß die deutschen Ordensburgen zu Steinbrüchen wurden, daß man die Marienburg zum Magazin und zum Pferdestall erniedrigte und selbst die Ordenskirchen einer Profanierung anheimfallen ließ.

Erst in preußischer Zeit ist diesem Verfall wenigstens der notwendigste Einhalt geboten worden. Die wichtigsten Vorarbeiten zur Erhaltung der Ordensruinen können wir bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts feststellen, als Schenkendorf seinen berühmten Aufruf zur Wiederherstellung der Marienburg erläßt. Mit unendlicher Sorgfalt sind dann vor allem in den letzten 25 Jahren die der deutschen Denkmalspflege zugänglichen Bauten Schritt um Schritt wieder-



Stadttor in Konitz

hergestellt worden. Vor der Denkmalspflege des neuen Westpreußen liegt aber die gewaltige Aufgabe, die polnischen Vernachlässigungen wiedergutzumachen und vor allem zu Gemeinschaftsbauten geeignete Ordensburgen, wie Mewe und Schwetz wiederherzustellen.

Ob aber heute in den deutschen Weichsellanden ein großer prächtiger Bau gen Himmel ragt oder ob sich unter einer wuchernden Grasdecke nur noch Stumpf und Stiel einer deutschen Ordensburg abzeichnen — überall werden sie Steine sein, die reden. Immer wird die Ordensburg im deutschen Weichselland zum Zeugen aufgerufen werden können, daß hier eine unverrückbare Leistung der deutschen Geschichte Stein geworden ihre Wacht am Weichselstrome hält.



Der Dom von Kulmsee

Karl Baedecker

In den Slums von Thorn

Die Folgen von 20 Jahren polnischer Mißwirtschaft im deutschen Westpreußen

Wer Westpreußen um die Jahrhundertwende gekannt hat, wer die Städte dieser Provinz und das weite fruchtbare Land mit seinen herrlichen Wäldern damals durchstreifte, wer diese blühende preußische Provinz in jener Zeit einmal besuchte, der sah dort sauber gekleidete Menschen, reiche Dörfer, wohlbestelltes Land und aufblühende Städte, und der wußte auch aus den Gesichtern der Menschen dieser Provinz die Zufriedenheit mit ihrem Dasein abzulesen. Selbst die wenigen damals hier wohnenden Polen hatten sich — in Anerkennung der kulturellen Leistung — den Lebensäußerungen der hier ansässigen Deutschen einigermaßen angeglichen, und sie waren glücklich darüber, in einem Staat der Ordnung, der Ruhe und der Sicherheit an einem friedlichen Aufbauwerk teilnehmen zu können, dessen Nutznießer schließlich auch diese Teile der damaligen westpreußischen Bevölkerung waren.

Als nach Kriegsende diese Provinz dem Deutschen Reich geraubt wurde und als die polnischen Machthaber ihre besondere Art der Verwaltung und der „Ordnung" in diesem Lande einziehen ließen, da konnte man anfänglich von der Überfülle des unter deutschem Regime aufgespeicherten materiellen und geistigen Gutes eine Zeitlang zehren. Man bezog — aus einem tiefstehenden Kulturkreis kommend — Städte und Dörfer, und man ergriff Besitz von Einrichtungen, die in ihrer Sauberkeit, in ihrer Klarheit und in ihrer Ordnung diesen neuen Machthabern völlig unbekannt waren und — so darf man wohl annehmen — als Pole fühlte man sich nun in diesem Gebiet wie im Paradies. Man lebte jahrelang von den Früchten, die durch deutscher Hände Arbeit gewachsen waren, und man schmarotzte in den reichen Produkten einer jahrhundertelangen deutschen Aufbauarbeit. Das reiche kultivierte Land aber übte keinerlei Wirkung auf den Ehrgeiz der neuen polnischen Machthaber aus. Im Gegenteil, sie zehrten von den Vorräten, solange es etwas zu zehren gab, und sie wirtschafteten auf diese Weise all das Gut und all die Habe tief herab, die ihnen das Schanddiktat von Versailles als billigen Raub in die habgierigen Hände gespielt hatte. So nur ist es zu verstehen, daß sich der Pole selbst kaum bewußt wurde, wie rasch diese Ausbeutungs-Wirtschaft vor sich ging, denn er fühlte sich erst in jenem Augenblick richtig zu Hause in dieser uralten deutschen Provinz, als er Stadt und Land und die gesamte Bevölkerung dem kongreßpolnischen Niveau angeglichen hatte. Das Land, das einst zu den ertragreichsten Gebieten Deutschlands gezählt hatte, wurde ausgelaugt bis zum Äußersten. Die Erträge der Äcker sanken von Jahr zu Jahr herab bis sie teilweise jenen Standpunkt erreicht hatten, wo der deutsche Bauer im allgemeinen anfängt, ein Land urbar zu machen. Und wenn es in Verfolg dieser Ausbeutungs-Methoden dann noch hier und da einigen deutschen Besitz in der Provinz gab, der in seiner sauberen Bestellung der Äcker und in seinem darum reicheren Ertrag von der polnischen Mißwirtschaft abstach, so vertrieb man diesen tüchtigen deutschen Bauern — weil es sich um ein „Deutsches Schwein" handelte — von Haus und Hof und machte seinen Grundbesitz dem umliegenden verwahrlosten Boden gleich.

Aber nicht genug damit; die planmäßige Verelendung des ganzen Landes zeigte sich in höchstem Maße erst in den Städten. Aus blühenden Stätten der Kultur, aus Stadtgründungen, die mit Stolz in ihren ersten Anfängen auf die Zeit der Deutsch-Ordensritter zurückgreifen können, wurden Stätten der Unkultur, des Schmutzes und des Elends. Auf der einen Seite schuf man sich soge-



Die einzige Pumpe des Thorner Elendsviertels

nannte Prachtviertel in den größeren Städten, deren Anblick für jedes schönheitsliebende Auge eine Beleidigung ist. Kubistische Steinhausen als Blendwerk und dahinter eine Talmikultur. Wenn wir heute nach der Heimführung dieses Gebietes an diesen „Prachthäusern" vorübergehen, so sind wir vielleicht erstaunt, daß diese Bauten — so häßlich sie auch sind — von polnischen Händen überhaupt errichtet wurden. Schauen wir aber hinter die Türen und gehen wir durch die Räume dieser Gebäude, so haben wir bereits des Rätsels Lösung: Alles, was der Pole schuf, war nur Schein. Hinter einer für seine Augen glänzenden Fassade verbargen sich Schmutz und Schund, aber die breite Masse der polnischen Bevölkerung war stolz darauf. Man hatte etwas getan, seht, das können wir!

Die wahrhafte Kehrseite der Medaille aber haben wir Deutschen, die wir es zu polnischer Zeit nicht wagen durften, hinter die Kulissen dieser „Arbeit für Volk und Staat" zu schauen, bislang nicht sehen können. Erst jetzt, da dieses Gebiet wieder heimgekehrt ist in das Großdeutsche Reich, durchstreifen wir planvoll Stadt und Land, und wir finden auf Schritt und Tritt nicht nur Schmutz und Dreck hinter einigen glänzenden Fassaden, sondern wir finden auch in diesem einst blühenden Westpreußen als polnisches Erbe ein Elend vor, dessen Art und Ausmaße geradezu unbeschreiblich sind.

Elendsviertel in einem in Deutschland nie für möglich gehaltenen Ausmaß, gibt es heute in Westpreußen fast bei jeder Stadt. Alle sind sie polnische „Neugründungen" und am umfassendsten dort, wo sich der Geist des kulturtragenden Polentums am nacktesten ausgebreitet hat: in Gdingen, dem heutigen Gotenhafen. Gotenhafen, der polnische Traum vom Meere, ist zum guten Teil eine Barackenstadt. Nach der letzten verwertbaren Statistik gab es in Gotenhafen (1937) 7300 Gebäude mit etwa 19 000 Wohnungen, davon waren, in der Sprache der damaligen polnischen Behörden, nicht weniger als 60—70 vom Hundert „provisorische Baulichkeiten". Nicht weniger als 40 vom Hundert der Bevölkerung Gotenhafens lebte nach polnischen Angaben in hölzernen Baracken, deren Aussehen durch ihre volkstümliche Bezeichnung als „Peking", „Mexiko", „Chinesenviertel", „Verrücktenallee" genügend deutlich wird.

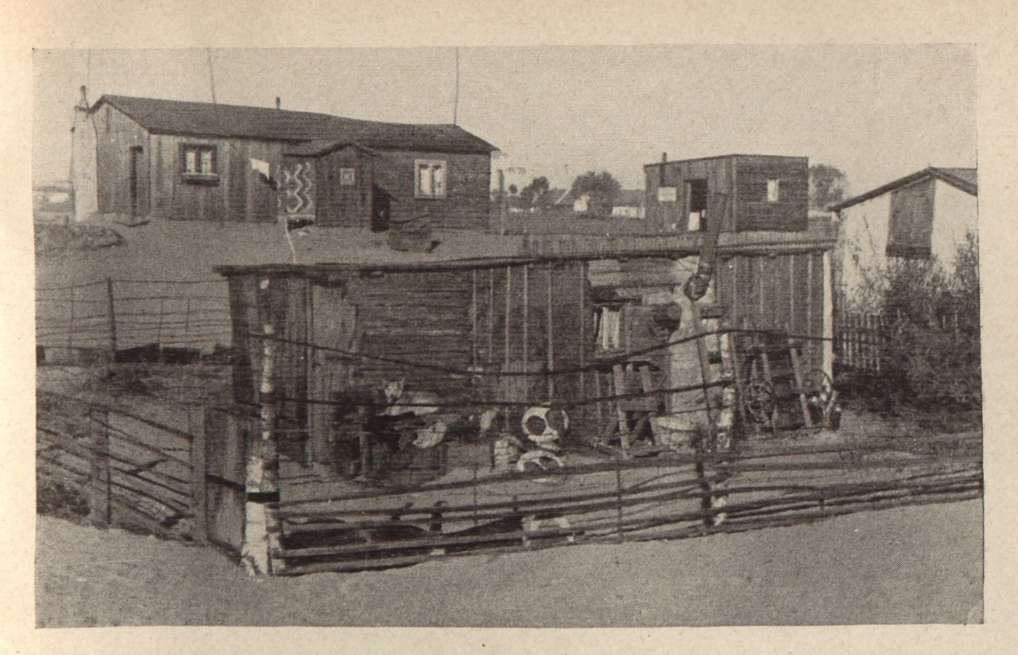
In diesen Budenvierteln herrschten natürlich unvorstellbare hygienische Verhältnisse, eine erhebliche Rattenplage und selbst polnischerseits hat man gewisse Stadtviertel von Gotenhafen als „antisanitär“ bezeichnet. So sieht es also zugestandenermaßen in den gefeierten polnischen Neugründungen aus, deren Zustandekommen sich auf Warschauer Subventionsmillionen stützte. Wenn diese kubischen Wohnmaschinen, diese Baracken und Budenstädte als asiatisch anmutende Fremdkörper aus der westpreußischen Erde ragen, dann hat man bei Gotenhafen immer noch das Gefühl, hier war Polen unter sich — zu mehr hat es eben nicht gereicht.

Ganz besonders deutlich wird aber der Ausdruck dieses deutsch-polnischen Kulturgefälles, wenn sich eine derartige Elendssiedlung in nächster Nähe einer einst blühenden westpreußischen Stadt erhebt, deren alte Bürger- und Kirchenbauten als Zeugen einer steingewordenen Leistung diesen Gegensatz unterstreichen.

Ein Beispiel für viele:

Wenige Kilometer vom Stadtkern Thorns entfernt, am Rande der Vorstadt Moker liegt ein weiter völlig unfruchtbarer Sandhügel. Der Volksmund hat diesem Gelände den Namen „Kosakenberge“ gegeben. Über verwahrloste Straßen und durch grundlose Sandwege gelangt man dort hinaus. Man kann — einmal in die Nähe gelangt — diese Kosakenberge nicht verfehlen, denn ein Wald von hochaufragenden Antennen-Peitschen ist ihr Wahrzeichen. Breit gelagert und von der Ferne wie ein gewaltiger Müllhaufen aussehend, liegt vor uns ein kleiner Hügel, um den herum sich Holz und Dachpappe und Blech, scheinbar wahllos übereinandergetürmt, anhäufen. In der Mitte davor, einige 20 Schritte von diesem Gemüllhaufen entfernt, steht ein Kruzifix, völlig unmotiviert in den losen Flugsand gesteckt. Rechts davon eine armselige Wasserpumpe und dahinter der Schutthaufen, der — man kann es noch immer nicht glauben — anderthalb Jahrzehnte hindurch die Wohnstätte von weit über 1500 Menschen ist. Es sind keine Lauben, die wir vor uns haben, es sind noch nicht einmal Hütten, es sind Höhlen, zusammengeklebt aus irgendwo aufgesammelten alten Ziegelsteinen, Schalbrettern und alter abgerissener Dachpappe; aus getrocknetem Lehm, aus verrostetem Bandeisen und Reisigbündeln, aus halbverfaulten Säcken, eben aus allem erdenklichen Material, was sich aneinander-





Notdürftig zusammengeflickte Hütten im Elendsquartier Thorn

fügen läßt, mit Draht und Nagel und Bindfaden zu Wänden und Dächern, die ein wenig Schutz vor den Unbilden der Witterung bieten. Rings um diese Höhlen, die meistenteils in ihrem Inneren nicht größer sind, als 3--4 qm Bodenfläche und die Höhe eines ausgewachsenen Menschen kaum überschreiten, haben einige dieser elenden Menschen versucht, einen Garten anzulegen. Aber es ist bei dem Versuch geblieben, denn der Boden, reiner Flugsand, gibt den Pflanzen keinerlei Nahrung. Und hier hausen seit anderthalb Jahrzehnten die kinderreichsten Familien Thorns. In einer dieser Höhlen, die etwa 2×2 m groß ist und keinerlei Nebengelaß hat, verbringen nicht weniger als 14 Menschen den Tag und die Nächte, Sommer und Winter. Wenn die Sonne im Hochsommer auf das Dach scheint, dann herrscht eine brühende Hitze in diesem Raum, der erfüllt ist von den ungesunden Ausdünstungen der hier hausenden Menschenmasse, und im Winter, wenn die eisigen Stürme durch die Fugen des Daches hindurchfegen, dann vertreibt kein noch so guter Ofen (der im übrigen gar nicht vorhanden ist) grausige Kälte aus dieser Hütte. Die Türöffnung ist in Ermangelung einer richtigen Tür mit einem Sack zugehängt und Fenster gibt es nicht. Ähnlich, vielleicht noch furchtbarer, sieht eine der Nebenhöhlen aus, in der ein 83jähriger Greis mit einer kaum jüngeren Frau wohnt, die ihn „die Wirtschaft führt“. Seit Jahren hat der Mann — ein Volksdeutscher — nicht mehr zu verzehren als das, was ihm mitleidige Hände hin und wieder schenken. Arbeitslosen-Unterstützung oder Altersrente gab es für diese Armen unter den Ärmsten nicht unter dem polnischen Regime. Er ist gerade dabei, seinen hölzernen Zaun, den seine alten Hände einst mühsam aus Tannenreisig und irgendwo herumliegenden Holzknüppeln zusammengebunden haben, auseinanderzunehmen, um ihn als Brennholz für die beginnenden kalten Tage zu benutzen. Es ist grauenvoll, den alten Mann bei dieser Arbeit zu sehen und zu wissen, daß wenige hundert Meter davon entfernt eine Stadt ist mit allen, wenn auch verwahrlosten Einrichtungen, unserer Zivilisation. So kann man stundenlang durch die „Kosakenberge“ wandern, durch knietiefen Sand, in dem zerlumpte und durch die Unterernährung krank aussehende Kinder „spielen“, während die Mütter und die Väter tagsüber und nachts in den Außenbezirken der Stadt

herumstrolchen, um Nahrung oder „Baumaterial" irgendwo zu finden. Als Arbeitslose haben sich viele von diesen Bewohnern der „Kosakenberge" in den Monaten eines stumpfsinnigen Dahinvegetierens wenigstens aus irgendwelchen Mitteln heraus Detektor-Apparate zum Radio-Empfang selbst hergestellt und mit ihren Peitschen-Antennen die Wahrzeichen dieser Elendssiedlung geschaffen. Die Männer bzw. die Frauen — denn vielfach handelt es sich hier um Witwen mit einer Anzahl von Kindern — haben meistenteils bisher nicht mehr als 3 bis 8 Zloty in der Woche verdienen können, wenn sie als große Ausnahme hier und da überhaupt einmal Arbeit fanden. Heute verdienen viele von ihnen 12 und 18 Zloty wöchentlich bereits als Tagelöhner in der Straßenreinigung und in der Straßenverbesserung und wähnen, wie im Paradies zu sein. Ab und zu aber fällt eine dieser Hütten durch ihre Sauberkeit, durch einen geharkten „Garten" und durch die sauberen, wenn auch zerlumpten Kinder vor der Hüttentür auf. Es sind Volksdeutsche, die oftmals weitaus bessere Tage gesehen haben, darunter Guts- und Hofbesitzer, die von ihrem Grund und Boden durch die Polen vertrieben worden sind, Handwerker und Gewerbetreibende, denen man — weil sie Deutsche waren — die Konzession nahm. In zwei winzig kleinen Löchern hausen nicht weniger als 19 Menschen, zwei volksdeutsche Familien mit ihren Kindern. Betten gibt es nicht, nur Strohlager und ein paar Decken. Die Kinder sind jetzt schon bei der noch milden Witterung an Händen, Füßen und im Gesicht vor Kälte blau gefroren. Dicke Tränen stehen ihnen im Gesicht, und die noch junge Frau hat von diesem unsagbaren Leid die abgehärmten Züge eines frühalternden Gesichts. Der Mann ist von den Polen in ihrem blinden Haß viehisch ermordet worden, und die Frau hat als einzige Stütze ihren Bruder, der aber selbst für eine große Familie zu sorgen hat.

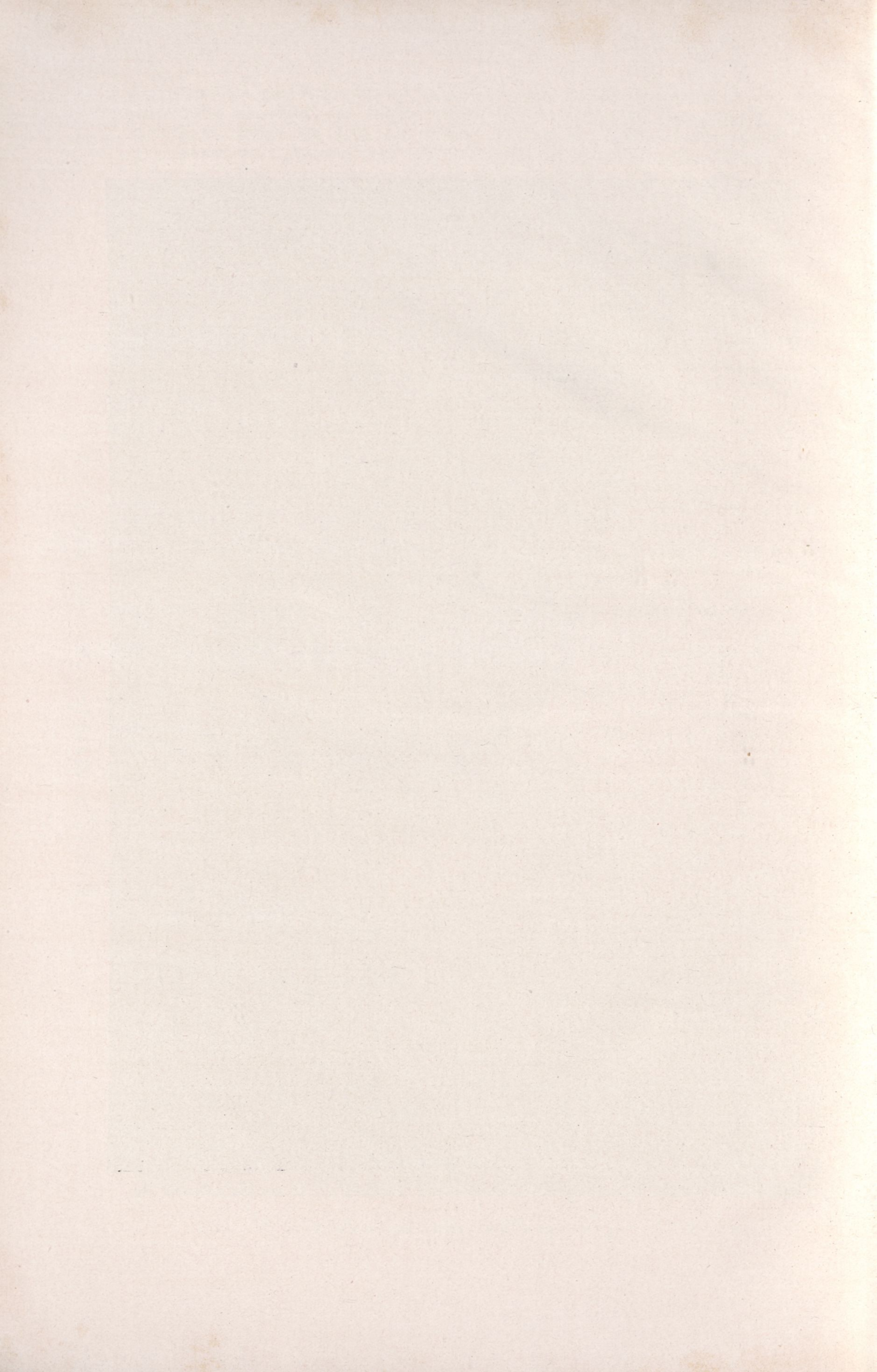
Es sind nur einige wenige elende Schicksale unter Tausenden, die hier mit wenigen Worten dargestellt wurden; Schicksale, deren Schuld einem kulturlosen Volk zuzuschreiben ist, das sich anmaßte, herrschen zu können über Menschen, die weitaus höher in ihrer Kultur stehen. Diese Elendsviertel klagen heute jene „Friedensmacher von Versailles" an, deren Schuld allein es ist, daß Tausende und Abertausende von Menschen aus einem glücklichen und aufstrebenden Dasein hinabgestoßen wurden in die Reihen der Parias der Menschheit.



In der Barackenstadt der „Kosakenberge" bei Thorn



Deutscher Weichselbauernhof bei Plock



Detlef Krannhals

Die Weichsel, eine deutsche Kulturleistung

II.

Soweit der Arm des Deutschtums reichte, hat die Kulturtätigkeit an der Weichsel, vor allem in den Niederungsgebieten, den Flußtallandschaften und am Strome selbst auch nach dem Abschluß des großen ordenszeitlichen Siedelwerkes nicht aufgehört. Wiederholt treffen wir z. B. die deutschen Städte Danzig und Thorn bei Ausbesserungsarbeiten am Flußbett. Besonders große Aufwendungen an Arbeit und Mitteln wurden von den beiden Mündungsstädten Danzig und Elbing für Wasserbauten an der Montauer Spitze gemacht. Beide Städte suchten sich in den ihnen zufließenden Mündungsarmen eine möglichst große Wassermenge zuzuleiten. Die Frage der für die Schiffahrt erforderlichen Wassertiefen führte seit 1554 zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen Danzig und Elbing, an denen sich die Wichtigkeit ablesen läßt, die die Unterweichsel schon damals für beide Mündungsstädte besaß. Danzig hat auch dem Deichwesen seine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt, und da die mangelhafte Fürsorge der polnischen Behörden für die Weichseldeichwerke den tiefliegenden Ländereien die schwersten Schäden zufügte und teilweise sogar ihre Besiedlung vorübergehend unmöglich machte, mußte Danzig immer wieder eingreifen, und größere Ausbesserungsarbeiten auf seine Kosten vornehmen lassen, denn gerade das Danziger Staatsgebiet war durch diese Vernachlässigungen auf das Stärkste betroffen worden. Zur Ausführung dieser Bauten und zur Errichtung weiterer zusätzlicher Deichwerke bemühte sich Danzig selbst in Hamburg und in den Niederlanden um tüchtige Fachleute, wie es auch zur Besiedlung der 1540 und 1543 durch gewaltige Deichbrüche unter Wasser gesetzten Teile des Nordwerders im Mündungsdreieck erfahrene niederländische Mennoniten als Siedler heranzog. Von ihnen wurden die wüstgewordenen Landschaften wiederhergestellt, neu besiedelt und auch zusätzliche Einpolderungen vorgenommen.

Das vom Orden begonnene Siedelwerk in den Tallandschaften der Weichsel wurde so von den Städten in den ihrem Einfluß unterliegenden Landschaften in nicht minder großzügigem Umfang durchgeführt wie ehedem. Vor allen Dingen müssen wir dabei die Feststellung machen, daß die Initiative zu diesen Kulturarbeiten in keinem Falle von irgend einer verantwortlichen polnischen Seite ausgegangen ist. Es waren immer die Exponenten des Deutschtums, die derartige auf Zeit berechnete Arbeiten in Angriff nahmen. Die einzigen Maßnahmen, die hier von polnischer Seite getroffen wurden, waren privater Natur. Und sie bestanden lediglich darin, daß ein polnischer Gutsbesitzer oder Starost Siedler und Bauern an den Strom heranrief, *diese Siedler, auf deren Schultern dann die eigentliche Arbeit am Strome lag, waren aber ausnahmslos Deutsche.*

Wie wir schon feststellen konnten, haben sich eine ganze Reihe von Kultureinflüssen von der Unterweichsel und ihrer Mündung beginnend, den Strom hinauf fortgepflanzt. So in der Ausbildung des Städtewesens und der Stadtkultur, der Aufnahme einer wirtschaftlichen Flußschiffahrt und vor allem in der Ausweitung der Getreideanbaufläche in den flußnahen Landschaften. Am deutlichsten ist diese die Weichsel flußauf begleitende Ausbreitung deutscher Kulturtätigkeit in der Besiedlung der Uferlandschaften unmittelbar am Strome zu verfolgen. Diese deutsche Ansiedlungstätigkeit an der



Hof eines deutschen Weichselbauern bei Plock
Das Haus liegt mit sauberem Triebdach gedeckt auf einer Wurt; Wohnhaus und Stall bilden eine Flucht (Reihenhof)

Weichsel hatte eine dreifache Bedeutung: Einmal breitete sich das deutsche Bauerntum in dieser neuen Siedlungsbewegung der kontinuierlichen deutschen Ostkolonisation wieder mit festen Schritten weiter aus. Dann bedeutete dieses Vorgehen, anders als etwa in einigen Teilen des Mündungsdreiecks, keine Wiederbesiedlung früheren oder untergegangenen Kulturbodens, sondern Neulandgewinnung ersten Ranges. Dieses Niederungsbauerntum, das im 16. und 17. Jahrhundert an die Mittelweichsel vorstößt, hat seine Scholle in zäher, jahrzehntelanger und von vielen Rückschlägen heimgesuchter Arbeit dem Fluße abringen müssen. Und schließlich bedeutete dieses Siedelwerk auch gleichzeitig Kulturarbeit am Strome. Denn oft mußte mit der Neulandgewinnung die Eindeichung und Regelung des Flußes Hand in Hand gehen, um nicht von vorne herein zum Scheitern verurteilt zu werden. Wo an der Mittelweichsel ein deutsches Dorf entstand, da wurde aus den sumpfigen Talauen nicht nur neuer Ackerboden geschaffen, sondern es wurden auch der ungebändigten und urtümlichen Weichsel soweit Fesseln angelegt, daß sie die neue Pflanzung nicht beständig gefährden konnte.

Es ist nichts bezeichnender für den polnischen Volkscharakter und für die Beziehung des Polen zur Weichsel überhaupt, daß sich der polnische Bauer nicht von den sandigen Höhen herunterwagt und sich vom Strome fernhält; der Pole ist Fischer, Flußschiffer und Flösser. In zäher, immer wieder neu zu beginnender und anscheinend oft nutzloser Arbeit aber, dem Strome seine Niederungen abzugewinnen, ist nicht Sache der Polen. Es mag ein Symbol sein, daß am Ende des 16. Jahrhunderts zwar das erste polnische Weichselepos entsteht (Klonowicz), die Nutzbarmachung und Eindeichung des Stromes aber gleichzeitig von Deutschen vorgenommen werden muß.

Diese deutsche Besiedlung an der Mittelweichsel hat also im 16. Jahrhundert eingesetzt und sich vor allem in „Kongreßpolen" eng dem Flußlauf folgend bis in das 18. und 19. Jahrhundert fortgesetzt. Der Siedelweg geht von der Weichselmündung aus. Zunächst gehen Mennoniten aus den Mündungslandschaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in die Sartowitz-Neuenburger Niederung (bei Graudenz auf dem linken Weichselufer). Zu Beginn des 17. Jahrhunderts geht die Siedeltätigkeit des Weichseldeutschtums aber schon ein Stück weiter und greift nach Masovien über. 1605 werden in Slońsk, östlich Thorn, die ersten zwölf deutschen Siedler angesetzt und bald reiht sich von Thorn über Leslau und Plock bis vor Warschaus Tore ein deutsches „Holländer"-Dorf an das andere.

Die Niederdeutschen kamen nicht etwa als ungebetene Unterwanderer, sondern wurden von polnischen Beamten und Grundherren gerufen und mit sehr viel weitergehenden Rechten und Freiheiten ausgestattet, als sie die eigenen Untertanen dieser polnischen Herren hatten. Es will im Jahrhundert der Religionskriege im fanatisch katholischen Polen schon etwas heißen, wenn den Weichseldeutschen die freie Ausübung ihres evangelischen Glaubens zugestanden wurde. Ein deutliches Zeichen dafür, daß man dieses Deutschtum dringend brauchte.

Schon im 17. Jahrhundert sind die Weichseldeutschen bis vor die Tore Warschaus vorgedrungen. 1629 siedeln sie sich auf der „Sächsischen Kämpe" bei Warschau an. Das niederdeutsche Siedelwerk kam vorübergehend um 1650 zum Stehen, als die Katastrophe des zweiten schwedisch-polnischen Krieges das polnische Heerwesen, seinen politischen Zusammenhalt und sein Wirtschaftsleben über den Haufen warf. Nach 1730 aber schreitet das Deutschtum zäh und unaufhörlich weiter — weichselaufwärts. Eine Tochtersiedlung reiht sich an die andere. Die erhaltenen Kirchenbücher mancher Gemeinden zeigen eine beständige Ergänzung der Bauernschaften aus den rein deutschen Niederungsgebieten an der Unterweichsel auf. Die Einwanderung des 17. Jahrhunderts stammt schon aus Niederungsdörfern bei Thorn, Bromberg, Schwetz, Graudenz, Neuenburg, Marienwerder, Dirschau und aus den Weichselwerdern im Mündungsdreieck. Die späteren Gründungen, wie z. B. Ilow, die große deutsche Weichsel-Sprachinsel von 40 Niederungsdörfern mit heute um 7000 Deutschen, erhalten ihren Zuzug nicht nur aus den genannten Unterweichseldörfern, sondern auch schon aus den abgabefähigen Neusiedlungen an der Mittelweichsel. Heute wohnen im kongreßpolnischen Gebiet als sogenannte Weichseldeutsche unmittelbar am Strome über 25 000 Deutsche in rund 275 Dörfern. Bis weit nach oberhalb Warschaus, in die Gegend von Deblin ist das Weichseldeutschtum vorgedrungen. Wo der Deutsche hier an der Weichsel erschien, verschwanden die sumpfigen Altwässer, drängte beharrliche Entwässerungsarbeit den Strom in Schranken und ließ glatte Koppeln, breite Deiche, riesige Obstgärten und saubere Dörfer entstehen. Das Weichseldeutschtum ist eine gesunde und abgabefähige deutsche Volksgruppe in Polen gewesen. Sie hat nicht nur das ursprüngliche, am Flusse gelegene Siedlungsgebiet soweit wie möglich ausgefüllt, sondern auch große Überschüsse deutscher Siedler nach dem Chomer Land und nach Wolhynien abgegeben.

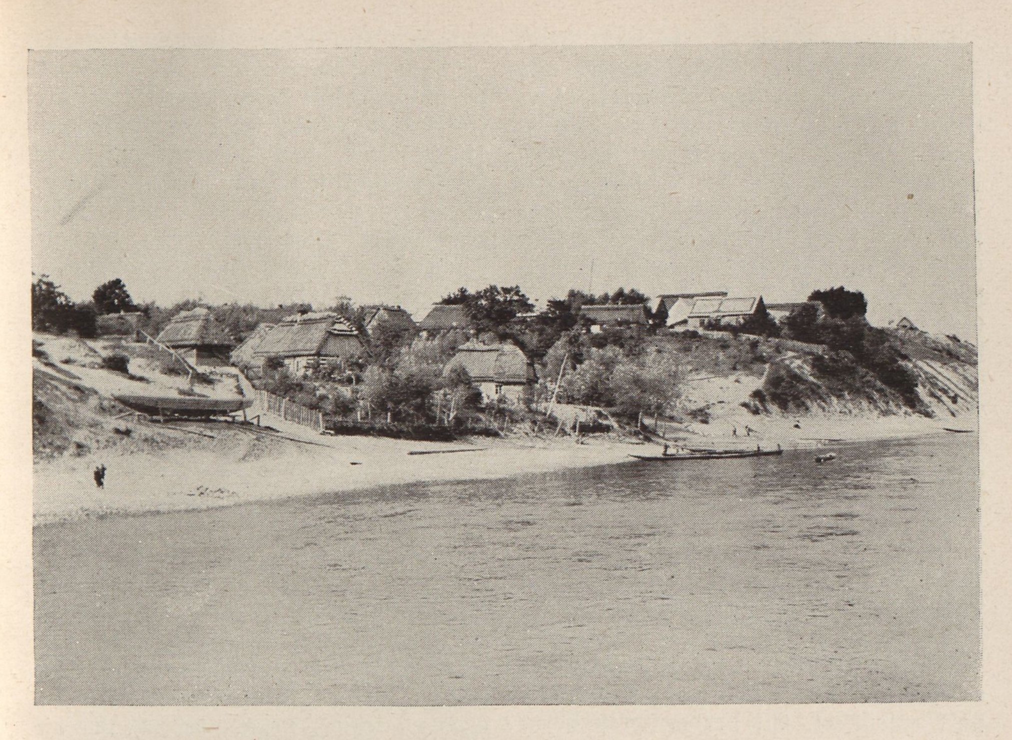
+

Wie das deutsche Siedelwerk des 17. Jahrhunderts in Polen durch den schwedisch-polnischen Krieg zum stehen gekommen ist, so hat auch die Weichselschiffahrt, der Handel und die Bedeutung der Weichsel als eines Kulturstromes durch diesen Krieg eine folgenschwere Unterbrechung und Jahrzehnte spürbare Schädigungen erlitten; während der Dreißigjährige Krieg an Danzig und den Landschaften an der Weichsel ohne tiefere Einschnitte zu hinterlassen, vorüberging. **Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges ist die Blütezeit des Weichselhandels überhaupt gewesen.** Wie wir sahen, sind die Getreideausfuhrziffern dieses Zeitabschnittes als Rekordziffern zu betrachten. Nach der kurzen Unterbrechung durch den ersten schwedisch-polnischen Krieg von 1626/29 waren die politischen und wirt-

schaftlichen Voraussetzungen für eine Weiterentwicklung im alten Sinne denkbar günstig. Der in Mittel-, West- und Süddeutschland tobende Großkrieg mit seinem erstmaligen Einsatz von Massenheeren in der Kriegsgeschichte, seiner nahezu systematischen Zerstörung der Anbaugebiete und seiner Unterbindung jeglicher Wirtschaftswege erhöhte die niederländische Nachfrage nach Getreide in Danzig gewaltig, denn die Niederlande belieferten die Kriegführenden. Während der Sturm im Westen tobte, wurde Danzig nur einige Jahre von seinen Randwirbeln in Mitleidenschaft gezogen. Danach herrschte im Osten wieder Friede. Wieder erschienen die gewohnten großen Flotten der niederländischen Getreideschiffe vor der Danziger Bucht und nahmen in den Westen jene Frachten mit, die die Weichsel aus den fruchtbaren Uferlandschaften Danzig in Kähnen und auf Flößen zugetragen hatte. Für die Kriegsdauer hielt diese Entwicklung an. Noch im Jahre nach dem Abschluß des westfälischen Friedens verließen an 200 000 t den Danziger Hafen. Dann aber war mit dem Dreißigjährigen Kriege auch die große Wirtschaftsblüte Danzigs und des Weichselhandels vorbei. War Danzig noch die einzige Stadt gewesen, die nicht wie die meisten anderen deutschen Städte unmittelbar unter ihm zu leiden hatte, die, während sich andere Städte entvölkerten, große Zuwanderungen aufnahm und deren Stadtraum innerhalb der Mauern sich gerade jetzt mit zahlreichen neuen Wohnbauten füllte, so setzte nun eine rückläufige Bewegung ein. Die in der heißen Treibhausluft des Dreißigjährigen Krieges gewachsene Blüte des Weichselhandels und der Danziger Getreideausfuhr sank in sich zusammen.

Diese Entwicklung hätte weniger einschneidende Folgen auf die Entwicklung des Weichselhandels gehabt, wenn nicht der zweite schwedisch-polnische Krieg gerade Westpreußen, das Hauptbelieferungsgebiet für Getreide zum Kriegsschauplatz gemacht und in Polen fast jede einzige Weichselstadt zerstört hätte. Dazu kam, daß der Weichselhandel durch die Lostrennung weiter ukrainischer Ostgebiete des polnischen Staatswesens Teile seines Belieferungsgebietes verloren haben mag. Vor allem aber bedeutete die Verwüstung Westpreußens eine wirtschaftliche Abschneidung des Danziger Weichsel-Belieferungsgebietes. Damit waren in gleicher Weise, wie sich nach dem Diktat von Versailles die politische Abtrennung Westpreußens vom Unterweichselgebiet auswirkte, zu jener Zeit ebenso die besten Sehnen des Danziger Wirtschaftslebens durchschnitten. Die Folge war, daß das Vertrauen des Auslandes in die unerschöpfliche Lieferfähigkeit des Weichselhandels erschüttert wurde, zumal sich während der fünfjährigen Dauer des schwedisch-polnischen Krieges überhaupt keine Möglichkeit ergeben hatte, über Danzig von der Weichsel her Waren zu beziehen und nach der Beendigung des Krieges eine Auslandsnachfrage — wenn sie aufgetreten wäre — überhaupt nicht mehr befriedigt werden konnte. Denn die Zerstörungen des Krieges sind so nachhaltig gewesen, daß der Weichselhandel nunmehr nicht nur kein Überangebot stellte wie bisher, sondern auch die notwendigsten Nachfragen nicht decken konnte. Da die Großabnehmer des Westens nur noch auf unsichere Lieferungen aus dem Ostseegebiet rechnen konnten, waren sie gezwungen, ihren Bedarf aus anderen Quellen zu decken. Die Niederlande hatten außerdem begonnen, selbst mehr Getreide zu bauen, ohnehin war ihr Getreidehandel durch die französische Kornbaupolitik zurückgegangen und hatte im Mittelmeerhandel unwiederbringliche Einbußen erlitten. Die Aufnahmefähigkeit des Westens war also erheblich gesunken.

Auf der anderen Seite hätten in Polen nur Reformen an Haupt und Gliedern dem ständigen Rückgang der Ackerbaufläche und der Zerrüttung des Wirtschaftslebens steuern können. Aber an der dazu notwendigen Staatsgewalt hat es in der Folgezeit bis zum Ende des alten polnischen Staates völlig gemangelt. Genau so wenig vermochte man gegen den Waldrückgang zu unternehmen, und es ist deswegen nicht verwunderlich, wenn die Niederlande und England ihr Holz und ihre Waldwaren in Zukunft nicht mehr im gewohnten Umfang von der Weichselmündung holen



Regel- und schutzlos ans Ufer gestreutes kongreßpolnisches Weichseldorf

konnten, sondern sich an Norwegen, Schweden, oder aber an das immer bedeutender werdende Rußland wandten. Wichtige Teilhandelszweige auf der Weichsel, wie der Handel mit Salpeter und der Weinhandel schliefen völlig ein. Salpeter konnte man z. B. nun billiger aus den neuen Kolonien beziehen, zur Aufnahme von Luxuswaren wie Wein, war das verarmte Polen nicht mehr in der Lage.

Zudem kündigten sich mit dem Ende des 17. Jahrhunderts, wenn auch schwach und vereinzelt, die ersten Veränderungen in Richtung und Gefüge des Welthandels an. Die Haupthandelstätigkeit begann sich ganz allmählich in die Randmeere des Atlantik zu verlegen. Danzig sollte es nun für lange Zeit spüren, daß es mit seiner Weichselhandelsstraße für diese neuen Großhandelswege im toten Winkel lag. Diese Vorgänge wirkten sich natürlich nicht schlagartig auf den Weichselhandel aus. Aber sie sind als die wesentlichsten Voraussetzungen anzusehen, die den langsamen aber unaufhörlichen Rückgang in den folgenden hundert Jahren mit verständlich machen. Am Ende des 17. Jahrhunderts sind die Beförderten Warenmengen, mit denen wir es beim Weichselhandel zu tun haben nicht umfangreicher als in jenen Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, als der Weichselhandel sich eben anschickte, seine Bedeutung zu erlangen.

Je mehr Polen zum Spielball und Zankapfel der neuen Großmächte, Rußland und Preußen, wurde, um so schwieriger wurde die Stellung der Weichselmündungsstadt, um so schlechter war es um das Wirtschaftsleben der Weichselgebiete bestellt. Der nordische Krieg sah zu Anfang des 18. Jahrhunderts wiederum schwedische Heere an den Ufern der Weichsel. Erst in den Friedensjahren 1726—1733 hat der Handel und die Verkehrstätigkeit der Weichsel eine vorübergehende Belebung erfahren, die aber 1734 durch die Belagerung Danzigs mit russischen Heeren auf das empfindlichste unterbrochen wurde.

Soweit die Weichsel also nicht durch Kriege, Aufstände, Belagerungen und Handelssperren in ihrer Tätigkeit überhaupt gelähmt wurde, ist ihre Bedeutung als Handelsstraße im 18. Jahrhundert bis in die Zeit der Teilungen gering. Zu den geschilderten Ursachen kommen noch jene Verfallserscheinungen in Westpreußen, die als Folge jahrhundertelanger polnischer Mißwirtschaft aus dem blühenden Ordensland das ausgehungerte, vernachlässigte und entvölkerte Westpreußen von 1772 gemacht hatten. Die Visitationsberichte, die nach der ersten Teilung Polens aus Westpreußen nach Berlin gingen, sprechen oft eine grauenvolle Sprache. Städte und Felder liegen wüst, die Güter und Domänen sind zerfallen und verödet, Straßen im eigentlichen Sinne sind nicht vorhanden, die Wälder ausgeholzt und verwildert. Vor allem sind die kleinen westpreußischen Weichselstädte nur noch vegitierende Gemeinwesen. Sie waren außerordentlich stark entvölkert. Elf der westpreußischen Städte hatten weniger als 500 Einwohner. Ein großer Teil ihrer Häuser war verfallen, dem Einsturz nahe oder verschwunden. Von den 300 Häusern Kulms waren 70—80 am Einstürzen. Es gab Straßenzüge, in denen die Bewohner nur noch in den Kellern hausten. Kirchen und Rathäusern fehlten die Dächer — an eine geordnete Verkehrswirtschaft war nicht mehr zu denken.

Diese Zone wirtschaftlichen Niemandslandes schob sich wie ein Keil in die auf hoher staatlicher und wirtschaftlicher Kultur stehenden Gebiete des preußischen Staates hinein. Preußen hatte inzwischen seine Großmachtstellung mit dem Siebenjährigen Kriege erkämpft und mußte nun selbstverständlich nach einer Vereinheitlichung seines Staatsgebietes streben. Die räumliche Trennung Ostpreußens von den Marken wirkte sich erheblich ungünstiger aus, als die Tatsache, daß preußische Gebietsteile in Westdeutschland Enklaven anderer Staaten waren. Im Westen war deren Verbindung untereinander dadurch gesichert, daß die dazwischen liegenden Gebietsteile anderer Staaten kulturell, wirtschaftlich und verkehrstechnisch im allgemeinen auf gleicher Höhe mit den preußischen Gebieten standen. Im Osten dagegen schob sich zwischen die unter überlegener Landeskultur stehenden preußischen Staatsteile ein Gebiet von ungemein herabgesunkener Staatskultur, das unter schrankenloser Adelswillkür stand, in dessen Landgebieten eine unvorstellbare Armut herrschte und dessen Städtewesen mit wenigen Ausnahmen ohne Zukunftshoffnungen dahindämmerte. Die Verwaltungsweise war um Jahrhunderte zurückgeblieben und teilweise auch durch den Adel künstlich zurückgeschraubt worden. Dazu drohten die Ansprüche Rußlands auf das polnische Staatsgebiet, Ostpreußen vom Westen abzuschnüren.

Das, was man in der Mitte des 18. Jahrhunderts als einen polnischen Staat bezeichnete, war ein absichtlich von Rußland in „glücklicher Anarchie" gehaltenes Gebilde, eine eindeutige russische Einflußsphäre. Durch die wiederholten, oft weit um sich greifenden inneren Unruhen, wurden auch die benachbarten Gebiete der Anliegerstaaten bedroht und die Beseitigung dieses Krankheitsherdes war vor allem für Preußen nicht etwa aus Gebietshunger geboten, sondern von der Notwendigkeit diktiert, für die eigene Sicherheit zu sorgen. Geordnete Wirtschaftsbeziehungen konnte man mit diesem Lande nicht unterhalten.

Zwischen Preußen und Polen brach 1764 ein Zollkrieg aus, als Polen einen „Generalzoll" an den Landesgrenzen einrichtete. Polen wollte sich damit von seinem mittelalterlichen Binnenzollsystem lösen, gleichzeitig sollte der neue Zoll aber auch das gleiche und mehr einbringen, als die im Binnenlande abgeschafften Mauten, Abgaben usw. Auf der Weichsel begann es 1764 diesen Zoll bei Fordon zu erheben, der sich aber erheblich ungünstiger auf den Weichselhandel auswirkte, als das bisherige, schon als drückend genug empfundene Zollsystem. Zwar waren Holz und Ausfuhrwaren nach Danzig vom Generalzoll ausgenommen, aber er belastete neben dem Landverkehr nach dem preußischen Staatsgebiet den Weichselhandel nach Ostpreußen sehr drückend. Berlin mußte darin mit Recht einen Vertragsbruch von Seiten Polens sehen, dem es die Nichteinhaltung des Wehlauer Vertrages von



Geregelt und begradigt zieht die Weichsel bei Dirschau vorbei

1657 vorwerfen konnte, dessen Abmachungen die Zollverhältnisse zwischen Preußen und Polen in der vorausgegangenen Zeit geregelt hatten. Im Frühjahr 1765 erschienen preußische Truppen und Geschütze auf den Weichselufern bei Marienwerder und hielten die Schiffahrt zur Errichtung hoher Zölle an. Dadurch wurde Polen zum Einlenken gezwungen. Dieser Weichselzollkrieg am Vorabend der ersten polnischen Teilung bewies noch einmal mit aller Deutlichkeit, daß ein Weichselhandel sich in geordneten Bahnen nur dann abwickeln konnte, wenn eine genügend mächtige Gewalt, sei es nun ein Staat, eine Provinzverwaltung — oder auch eine Stadt wie Danzig —, planend, ordnend und richtend über die Unterweichsel verfügen konnte.

+

1772 erhielt das untere Weichselgebiet mit dem Heimfall Westpreußens an den preußischen Staat jenen organischen Landschaftszusammenhang wieder, dem es seine Blütezeit unter der Ordensherrschaft verdankte. Da aber die Städte Danzig und Thorn nach der ersten Teilung noch Polen angegliedert blieben, wurde ein Ausnahmezustand geschaffen, der auf den Weichselhandel die nachteiligsten Auswirkungen haben sollte. Man hatte dem Verkehr auf der Unterweichsel mit diesen beiden Städten, in denen sich sein Hauptumsatz vollzog, gewissermaßen die beiden Widerlager entzogen, auf die er sich im Süden und Norden gestützt hatte. Der dazwischen liegende preußische Weichselabschnitt hing verkehrstechnisch gesehen in der Luft und mußte bei anderen Städten Anlehnung suchen. Polen hat Danzig damals schon durch Zollabschnürung politisch und wirtschaftlich schwer geschädigt, obgleich die Stadt de jure polnisches „Wirtschaftsinland" sein sollte. Da Polen es aber bei der Handhabung eines 1775 zwischen Preußen und Polen abgeschlossenen Zollvertrages zuließ, daß Danzig als Ausland betrachtet wurde, war damit ein ausdrücklicher Verzicht Polens auf die Weichselmündungsstadt geleistet. Diese

Haltung wird mit aller wünschenswerten Deutlichkeit durch einen 1778 dem polnischen Reichstag zu Warschau gemachten Vorschlag unterstrichen, Danzig an Preußen zu verkaufen. Die Folgen dieses Zollvertrages waren vor allen Dingen für den Danziger Weichselhandel unheilvoll. Wenn der aus Polen über Danzig ins Ausland gerichtete Warenverkehr jetzt die Weichsel als die einst billigste Frachtstraße benutzte, dann hatte er zunächst den polnischen, dann den 12 v. H. betragenden preußischen Zoll zu entrichten, ging dann durch den Danziger Zoll, um schließlich noch, da Preußen im Besitz der Weichselmündung bei Danzig war, um den preußischen Seezoll verteuert zu werden. Daß auf diese Weise kein normaler Weichselverkehr aufkommen konnte, liegt auf der Hand. Der Warenverkehr mußte, falls er die Weichsel nicht überhaupt verließ, notwendigerweise Umwege um die Zollschranken suchen.

Erst durch die 1785 zwischen Preußen und Polen abgeschlossene Weichselkonvention, die Rußland als der eigentliche Machthaber in Polen garantierte, wurde der unmittelbare Wirtschaftskrieg, der dem Weichselhandel schwersten Schaden zugefügt hatte, beendet. Trotzdem schloß aber auch diese Regelung eine Belieferung Danzigs mit westpreußischen Gütern aus. Infolgedessen war die Getreideausfuhr Danzigs, der alte Wertmesser für Danzigs Handelsblüte und den Beschäftigungsstand des Weichselhandels an sich, sehr gering. Vergleicht man diese Entwicklung mit den vor 1772 liegenden Jahren und insbesondere mit dem unmittelbar auf das Jahr 1793 erfolgenden Aufschwung des Getreidehandels, so ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß für Danzig ein intensiver Weichselhandel und eine normale Getreideausfuhr unmöglich war, wenn es keine Zulieferungen aus dem westpreußischen Gebiet an der Unterweichsel erhielt. Die polnische Zufuhr allein, auf die Danzig in dem Zeitraum zwischen 1785 und 1793 angewiesen war, stellte also auch jetzt nicht den Hauptanteil an den Danzig auf der Weichsel zugelieferten Getreidemengen.

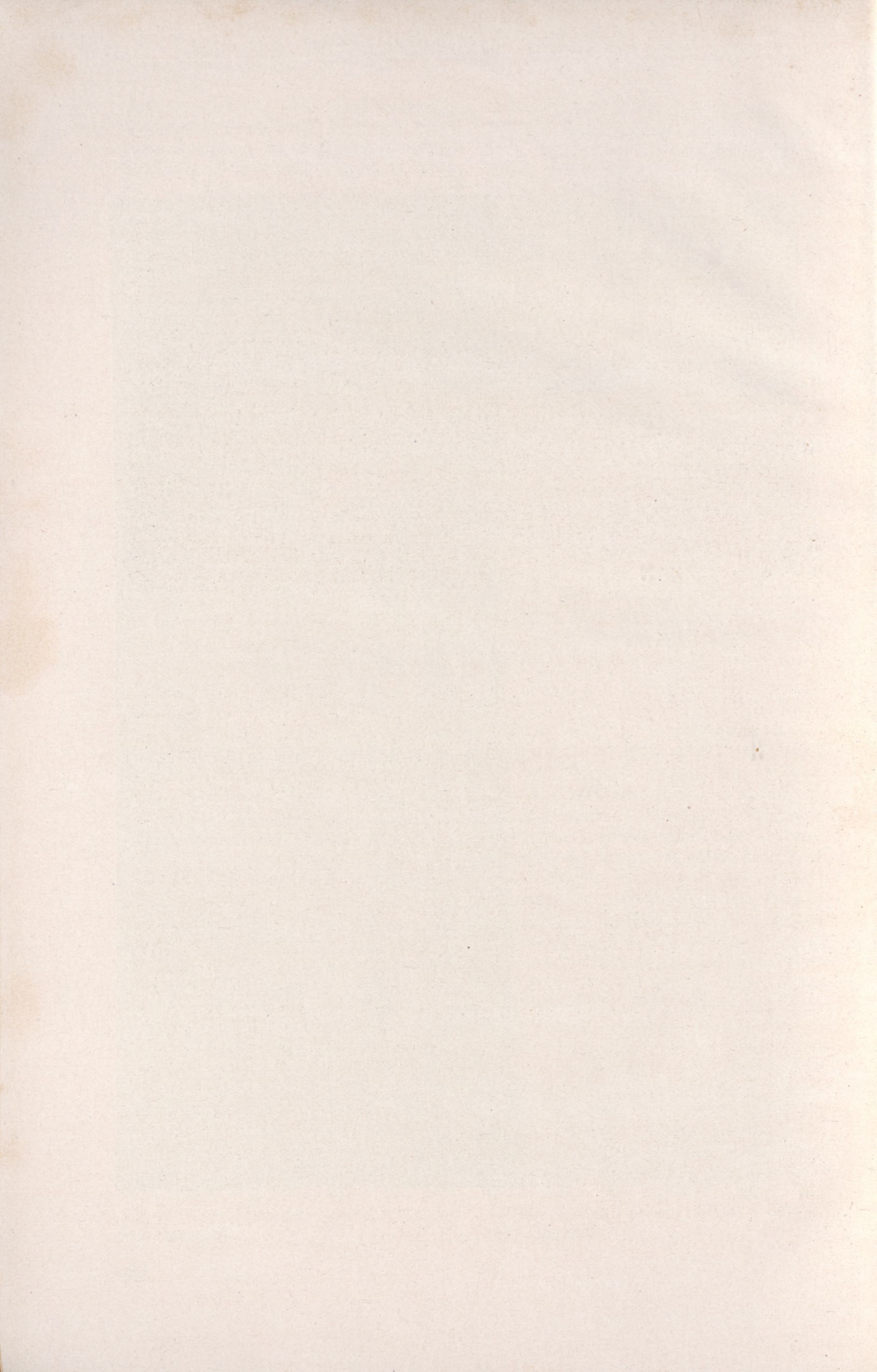
Danzig hat diesem Zustand dann endlich ein Ende machen müssen. Es kam 1793 wieder an den preußischen Staat zurück, und damit war dem Weichselhandel von neuem die Möglichkeit gegeben, seine alte Bahnen aufzusuchen. Mit der zweiten polnischen Teilung waren aber noch erheblich tiefergehende Umwälzungen im Gebiet des Weichsel-Flußsystems verbunden: Kujawien, Plock und die Hälfte Masoviens kamen an Preußen, das schließlich mit der dritten polnischen Teilung (1795) dazu noch ganz Masovien mit Warschau erhalten sollte. Jetzt war die Weichsel von der Pilizamündung oberhalb Warschaus bis zur Mündung bei Danzig ein preußischer Strom. Jetzt waren auch die wichtigsten unmittelbaren Versorgungsgebiete des Weichselhandels, einschließlich Masoviens im Besitz eines einzigen Staates, und auch die Waldungen, aus denen die Holzflößerei hauptsächlich gespeist wurde, waren zum größten Teil preußisch geworden. Denn der Bug war etwa bis Brest-Litowsk, der Narew bis in sein Quellgebiet in preußischer Hand.

+

Diese politischen Umgestaltungen bedeuteten den Anbruch einer kurzen, aber für die Nachwelt außerordentlich lehrreichen Epoche des Weichselhandels, ja der Gestaltung der Volkswirtschaft und staatlicher Beziehungen im Osten Deutschlands überhaupt. Jetzt stellte sich im Flußraum der Unter- und Mittelweichsel keine Zollschranke, keine Staatsgrenze mehr der Abwicklung des Weichselhandels in den Weg. Danzigs Handel, als dessen ausschlaggebender Wertmesser, erhielt — nachdem zuvor seine Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt Strich um Strich gesunken war — wieder völlig neuen und lebendigen Auftrieb. Die Entwicklung der seewärtigen Getreideausfuhr gestattet es, diese Aufwärtsentwicklung Jahr um Jahr abzulesen: während 1795 nur gegen 50 000 t ausgeführt wurden, stieg diese Quote bis 1800 auf rund 120 000 t. Zwischen 1800 und 1805 sind beständig mehr als 120 000 t, 1802 sogar 200 000 t ausgeführt worden.



Breite Kämpen und Sandbänke
in der kongreßpolnischen Weichsel bei Kazimierz südlich Warschau





Tallandschaft der kongreßpolnischen Weichsel bei Plock

Hier reden Zahlen und Tatsachen eine klare und unbestechliche Sprache. Die Landschaften an Unter- und Mittelweichsel waren gemeinsam einer wirklich straff geformten Staatsführung unterstellt, die, und das war das Entscheidende, auch von dem Willen beseelt war, sich die ihr nun von der Natur gegebenen Möglichkeiten: Landschaftsräume, Rohstoffgebiete, Straßen und Verbindungsmöglichkeiten in vollem Umfang dienstbar zu machen. In erstaunlich kurzer Zeit ist es dem preußischen Staat gelungen, dem Weichselhandel einen Lebensantrieb zu geben und eine Verkehrstätigkeit auf den Plan zu rufen, wie sie der Strom seit eineinhalb Jahrhunderten, seit der Blüte des Weichselhandels im 17. Jahrhundert, nicht gesehen hatte. Natürlich ist eine Zehnjahresspanne nicht ganz ausreichend, um aus ihr Schlüsse von allgemein verpflichtender Bedeutung zu ziehen. Recht auffällig ist aber zum mindesten die Tatsache, daß die damals zum ersten Male in dieser ausgreifenden Form erreichte Zusammenfassung der Gebiete an der unteren und mittleren Weichsel in der Hand eines Kulturstaats für ein Jahrzehnt eine so plötzliche Belebung der Danziger Getreideausfuhr und des Weichselhandels an sich hervorriefen, nachdem eine Zeit schwerster Krisenjahre vorausgegangen war, in denen diese Landschaften einer unorganischen und unheilvollen Zergliederung anheim gefallen waren.

Die tieferliegenden Gründe dafür sind, abgesehen von der Niederreißung aller Zollschranken in den Haupterzeugungsgebieten für die Belieferung des Weichselhandels, einmal die Förderung der Weichselschiffahrt durch den preußischen Staat, dann die großen auch einst von der polnischen Forschung anerkannten Erfolge der preußischen Verwaltung in diesen Gebieten, die innere Kolonisationstätigkeit und nicht zuletzt die unermüdliche Arbeit der preußischen Strombauverwaltungen an Weichsel, Bug und Narew gewesen. In zehn Jahren konnte an diesen Urströmen natürlich noch nichts grundlegend Neues geschehen. Aber die Berichte über die Arbeit an diesen Flüssen erweisen, daß die preußischen Beam-

ten im Gegensatz zu ihren polnischen Vorgängern, hier zum ersten Male gründlich und auf weite Strecken an eine Besserung und Ausräumung des Flußbettes gegangen sind. Sie haben dabei feststellen müssen, daß es einen Flußbau in diesen Landschaften und eine Verwaltung dieser Ströme überhaupt noch nicht gegeben haben kann, daß am Strome jeder tat, was ihm beliebte, ihn zu Fischfang- und Mühlenzwecken ableitete und eindämmte und die Schiffahrt schwersten Gefahren aussetzte. Außerdem hat die preußische Verwaltung festgestellt, daß die Ertragsfähigkeit der ihr unterstellten Landschaften gegen frühere Zeiten rapide zurückgegangen sein mußte. Es mag als ein Symbol zu werten sein, daß ein preußischer Beamter bei seinen Besichtigungsreisen mitten in einer urwaldähnlichen Landschaft auf dem Waldboden die Wellen alter Äcker fand.

Durch den tatkräftigen Einsatz des Preußentums erlebten die südpreußischen und neuostpreußischen Gebiete aber eine Leistungssteigerung, die die Wettbewerbsfähigkeit des nun wieder in großem Umfange nach Danzig gelieferten Getreides auf dem Weltmarkt durch das billige Danziger Angebot in bisher seit langer Zeit nicht erlebtem Maße steigerte. Es ist wohl verfehlt, angesichts dieser sprunghaften Entwicklung auf eine Scheinblüte zu schließen, wie dieses mit der Tätigkeit des Weichselhandels kurz vor der Mitte des 17. Jahrhunderts zu beobachten gewesen war, oder es — um einen unserer Zeit näherstehenden Vergleich anzuwenden —, der etwas anders gelagerte Fall der durch den englischen Bergarbeiterstreik von 1926 außergewöhnlich gesteigerten Danziger Kohlenausfuhr gewesen ist. Denn in diesen Fällen sind ungewöhnliche innen- und außenpolitische Ereignisse in solchen Ländern der Antrieb zur Ausfuhrsteigerung gewesen, die am Gedeih und Verderb des Weichselhandels nicht unmittelbar interessiert waren. Zwischen 1795 und 1805 aber handelte es sich um das rein wirtschaftliche Moment des hohen und billigen Danziger Angebots, das gute Ernten unterstützten. Betrachtet man die Beherrschung und Betreuung der Lande an der Unter- und Mittelweichsel unter dem Blickwinkel der Jahrhunderte, so mag dem zwar der Charakter eines ebenso kurzen wie bedeutsamen Zwischenspiels zukommen. Aber diese großräumige preußische Herrschaft im Weichselgebiet war durch ihre Aufbauleistungen Grundlage der späteren Entwicklung und zugleich ein hoffnungsvolles und mahnendes Beispiel: die Aufrechterhaltung dieser Grenzziehung hätte sich bestimmt zum Wohle beider Teile ausgewirkt. Es waren machtpolitische und nicht wirtschaftliche oder um das Wohl des Polentums bedachte Ansprüche, die das Zartum später auf das gesamte „Kongreßpolen" stellte. Der 1814 aufgestellte Knesebecksche Plan, die preußisch-russische Grenze an Weichsel, Bug und Narew bis zu den Bobersümpfen südlich der ostpreußischen Grenze verlaufen zu lassen, ordnet sich den von uns rückschauend gemachten Erfahrungen durchaus ein. Durch eine derartige Grenzziehung wäre eine umfassende Einheit des Weichselstromgebietes unter westlicher Führung hergestellt worden, die diesen polnischen Landschaften endlich einmal den engen Anschluß an den westlichen Kulturkreis erschlossen hätte, den sie später durch die Grenzen des Wiener Kongreßes zum größten Teil verloren. Denkt man weiter in größeren Zusammenhängen und setzt man auf beiden Seiten das gleiche wirtschaftliche Wohlwollen voraus, so hätte sich die Schaffung einer wirtschaftlichen Einheit der Weichsellandschaften auch dann ermöglichen lassen, wenn sich ein entsprechendes Übereinkommen zwischen Preußen und Rußland erzielen ließ. Leider ist die russische Staats- und Wirtschaftspolitik nach den napoleonischen Kriegen gerade den entgegengesetzten Weg gegangen.

+

Es scheint das Schicksal des Weichselhandels gewesen zu sein, jedesmal nach einem hoffnungsvollen Aufstieg empfindlich durch einen Krieg unterbrochen zu werden. So war es vor 1625, so 1650, so sollte es auch nun durch die napoleonischen Kriege kommen, die die Kulturarbeit des preußischen Staates an der Weichsel völlig unterbanden. Es hat dem Weichselhandel wenig genützt, wenn im Tilsiter Frieden (1807) zum erstenmal die Frei-



Hafenloses Flußbett mit Sandbank-Wüsten der kongreßpolnischen Weichsel bei Sandomir

heit der Weichselschiffahrt ausgesprochen wurde; denn etwa ein Jahr zuvor hatte Napoleon die Festlandsperre verhängt und damit dem ostdeutschen Handel, der sehr umfangreiche Lieferungen an England abgesetzt hatte, jede Grundlage entzogen. Denn trotz des kanadischen Wettbewerbs waren Getreide und Holz aus der Weichselmündung immer noch regelmäßig an den englischen Hauptabnehmer gegangen. Jetzt hatte die Festlandsperre diesen Handel lahmgelegt. Da Rußland die Festlandsperre entweder überhaupt nicht oder nur matt handhabte, konnte sich der englische Handel weiter in den Norden verlagern und seinen Belieferungssektor „Weichsel" überspringen.

Dazu kommt vor allem, daß die schwere Belagerung Danzigs durch die französischen Heere und die Verarmung der Stadt durch die spätere, Kontributionen eintreibende Besatzung die Danziger Wirtschaft vollkommen haben zusammenbrechen lassen. Infolge der Kriegsbewirtschaftung durch die französischen Heere in den preußischen Weichselgebieten und dem als französisches Truppenaufmarschgebiet benutzten „Großherzogtum Warschau", ist das gesamte Weichselstromsystem als Belieferer Danzigs ausgefallen. Seine Getreideausfuhr und sein Handel haben in den Jahren 1805—1814 stillgelegen.

Aber mit der Neuaufteilung Europas im Wiener Kongreß beginnt auch für die Weichsel eine neue Epoche. Westpreußen und Posen wurden dem preußischen Staate rückgegliedert, Österreich erhielt wiederum seine galizischen Besitzungen, es entstand jene Grenzziehung im Ostraum, wie sie sich bis 1914 bewährte. Der Weichsellauf war nun Besitz von drei verschiedenen Staaten. Von der Gesamtlänge des Stromes kamen 419 km an Rußland, 222 km an Preußen und 156 km an Österreich. Auf einer Strecke von 187 km bildete er die Grenze zwischen Österreich und Rußland, mit 84 km im Süden die preußisch-österreichische Grenze. Damit waren die Voraussetzungen für einen Ausbau des Weichselstroms durch Preußen und Österreich, aber auch für die Schwierigkeiten

gegeben, die den Regelungsarbeiten schon allein deswegen entgegenstanden, weil drei verschiedene Staaten über den Stromlauf verfügten. Es konnte immer die Möglichkeit geben — und dieser Fall trat mit seiner ganzen Schärfe ein — daß eine der drei Mächte nicht das gleiche Interesse am Ausbau des Stromes hatte, wie die andere. Rußland hat dieses Interesse nicht aufgebracht. Es hat sich im 19. Jahrhundert ebenso als ein Hemmschuh des Weichselhandels wie der Weichselregelung erwiesen. Es wurden zwar auf und nach dem Wiener Kongreß Verträge geschlossen, die Ansätze zu einer gemeinsamen Regelung bedeuten konnten. Wirksam wurden sie aber nicht. Trotz dieser, eine erfolgreiche Kulturarbeit an der Weichsel auf das äußerste erschwerenden Verhältnisse haben sich Preußen und Österreich einer weitgehenden Besserung der Unter- bzw. der Oberweichsel zugewandt und Erfolge erzielt, die es heute ermöglichen, jene Abschnitte des Flusses zu den im Sinne modernen Verkehrswirtschaft verwend- oder befahrbaren Stromstrecken zu rechnen.

Die preußischen und österreichischen Strombauverwaltungen standen vor einer mannigfaltigen Aufgabenreihe. Da waren die Anforderungen der Flußschiffahrt, sie verlangten eine Reinigung des Strombettes mit Hindernissen, Begradigung und Änderung des Stromstriches, das Verschwinden von Sandbänken, die Schaffung einer erforderlichen Fahrwassertiefe, die Anlage von Uferbefestigungen, Kais und Winterhäfen usw. Der Schutz des Uferstreifens erforderte seinerseits wieder Deichbauten, Uferfestlegungen, die Kupierung von Altwässern, die Absenkung des Grundwasserspiegels, Entwässerungsarbeiten, Schleusenbauten usw. Schließlich erforderte das Problem der Neulandgewinnung eine Reihe von umfassenden Arbeiten. In den Bergstrecken mußte ein Wildwasserschutz und Staustufen gebaut werden, im Unterlauf bemühte man sich um die durchgängige Mittelwasserregelung.

Die gleichen Aufgaben harrten auf dem russischen Laufabschnitt einer Lösung. Aber wir müssen vorwegnehmen, daß sie von der russischen Regierung zwar mitunter erkannt, aber nie ausgeführt, geschweige denn fertiggestellt wurden. Der sogenannte kongreßpolnische Weichselabschnitt von Zawichost bis Thorn wurde von Rußland als ein „Urstrom" übernommen. Er ist fast in dem gleichen Zustand auch wieder von Rußland geräumt worden. Die von Rußland getätigten Bauten sind oft so unzweckmäßig angelegt worden, daß sie nach dem Weltkriege wieder entfernt werden mußten, um keine weitere Gefahr für die Schiffahrt zu bilden. Wesentliche Arbeiten sind erst am Ende des Jahrhunderts in Warschau selbst erstellt worden. Aber hier handelte es sich weniger um unmittelbar stromtechnische Bedürfnisse, sondern um die Notwendigkeit, die Wasserleitungsentnahme von Warschau, die ihr Wasser aus der Weichsel bekommt, vor Hochwasser zu schützen. Außerdem sind gewisse Uferbefestigungen bei Warschau hergestellt worden. 1919 betrug die Länge der geregelten und einigermaßen befestigten Weichselufer in den Grenzen der Warschauer Direktion, also dem rein russischen Weichselabschnitt, ganze 4,5 v. H. der Gesamtlänge. Ein Teil dieser Arbeiten, die Regelungsanfänge unmittelbar an der preußischen Grenze, sind nur auf mehr oder weniger gelinden Druck von preußischer Seite zustande gekommen. Da die Vernachlässigung des russischen Weichselabschnittes die preußischen Bauten stark gefährdete, bemühte man sich um eine russische Unterstützung bei Nieszawa. Sie ist nur ungern und sehr schleppend geleistet worden.

Dem entsprach nun auch der Zustand der kongreßpolnischen Weichsel und ihrer Nebenflüsse. Am Ausgange des Weltkrieges waren die Deichanlagen, soweit überhaupt vorhanden, „in einem trostlosen Zustand". Nur die wenigsten Häfen waren vorhanden. Der einzige Winterhafen auf dem Abschnitt Zawichost—Thorn war der in Warschau, er reichte aber auch nicht annähernd dazu aus, alle auf eine Überwinterung angewiesenen Schiffe aufzunehmen. Soweit diese nicht auf der hafenreichen, preußischen Unterweichsel blieben, flüchteten sie in Altwässer und Nebenflußmündungen, um

auch dort noch oft genug vom Eisgang erfaßt und beschädigt zu werden. Was sonst an der kongreßpolnischen Weichsel gelegentlich als Hafen bezeichnet wurde, waren lediglich Ladestellen.

Einen unbestechlichen Prüfstein für die hüben von deutscher und drüben von russischer Seite aufgebrachte Arbeitsfreudigkeit an der Weichsel besitzen wir in jener 187 km langen Strecke am oberen Mittellauf, zwischen Sandomir und Niepolomice bei Krakau, die die österreichisch-russische Grenze bildet. Hier läßt es sich auf beiden Stromufern ablesen, was Rußland und was Österreich für die Weichsel taten. Nun muß dabei vorausgeschickt werden, daß es auf diesem Abschnitt russischerseits auch nicht einmal zu den notwendigsten Arbeiten gekommen wäre, wenn sich nicht die österreichische Regierung dafür eingesetzt hätte, daß — endlich 1864 ein Vertrag zustandekam, der beide Länder verpflichtete, innerhalb von 20 Jahren eine Regelung der Grenzweichsel durchzuführen. Der Vertrag hat das Schicksal so mancher damals zwischen dem zaristischen Rußland und seinen westlichen Anliegern geschlossenen Abmachungen geteilt. Zwar unterzeichnet, wurde er doch nur schleppend oder gar nicht erfüllt, die Nichteinhaltung von Terminen Unterorganen in die Schuhe geschoben und der Vertragsinhalt nach Kräften sabotiert. Auch offiziell ist der Beendigungstermin immer wieder hinausgeschoben worden, bis er schließlich auf das Jahr 1922 verrückt worden war und die Arbeit naturgemäß 1914 unfertig unterbrochen wurde. Von der österreichischen Regierung sind bis 1912 auf 96 km (oder 52,1 v. H.) der Gesamtstrecke die Ausbauten beendet worden, von Rußland aber nur ganze 25 km oder 14,6 v. H. der Gesamtstrecke. Völlig unausgebaut blieben am österreichischen Ufer nur 6 v. H., auf dem russischen aber 19 v. H. — und dieses, obgleich der Vertrag von 1864 zu einem g e m e i n s a m e n Vorgehen verpflichtete. Es darf dazu der Hinweis nicht unterlassen werden, daß nach dem Urteil der Fachleute die russischen Bauten weitaus unzweckmäßiger und schlechter waren als die österreichischen und infolge der unvorstellbaren Schwerfälligkeit der russischen Verwaltungsmaschinerie auch erheblich teurer wurden.

Was an der Oberweichsel getan werden konnte, wurde vor allem auf dem rein österreichischen Abschnitt und dort durchgesetzt, wo der Fluß die preußisch-österreichische Grenze bildete. Das gilt auch für die Regelung, Wildbachverbauung usw. der Karpatennebenflüsse. In Zusammenarbeit mit Preußen ist hier die Przemszaregelung durchgeführt worden, die von beiden Staaten zusammen einen Aufwand von 700 000 Mark erforderte und den Massengutverkehr vom Industriegebiet nach Osten wesentlich erleichtert hat. Mehrere Millionen Gulden hat die österreichische Regierung auch in die Regelung der Oberweichsel, die dort Gebirgsflußcharakter hat, hineingesteckt.

+

Diese gewiß emsige und unermüdliche Kulturarbeit am Strome wird durch jene gewaltigen Leistungen in den Schatten gestellt, die die preußische Regierung am Unterlauf des Stromes vollbracht hat. Es ist der Geheime Oberbaurat Cochius gewesen, der schon 1828 zum ersten Male für eine durchgreifende Regelung der Weichsel eintrat. Sein Werk ist dann von Severin aufgenommen und zum guten Teil durchgeführt worden. Im November 1834 wurden die ersten Gelder für die Weichsel bewilligt, und seitdem ist bis zum Weltkriege ein stetiger Ausbau der Unterweichsel zu verfolgen, der nicht nur die Interessen der Schiffahrt, sondern auch den Schutz der Weichselanlieger und ihres Landbesitzes sichergestellt hat. Um aus der ersten Bauperiode dieser Zeit nur ein Beispiel heranzuziehen: im Abschnitt des Regierungsbezirks Marienwerder wurden zwischen 1832 und 1856 37 Nebenarme durch 55 Durchbauungen geschlossen, auf Kosten des Staates wurden 282 und auf Kosten der Anlieger 317 Buhnenwerke errichtet. Auch im Weichseldelta, in dem die Überschwemmungsgefahr der Depressionsgebiete am größten war, wurden zahlreiche Schutzbauten errichtet. Durch den Weichseldurchbruch bei Neufähr, ist die Arbeit dort in etwas andere Bahnen gelenkt

worden. Danzig, das nun hochwasserfrei wurde, brauchte nicht mehr unmittelbar vor Eisgang geschützt zu werden und die Weichselmündung bei Danzig, deren beständige neue Anlandungen die Schiffahrt erschwerten, kam zur Ruhe. Kurz darauf nahm man den Bau des Weichsel-Haff-Kanales in Angriff, der die Schiffahrtsverbindung Danzig — Elbing — Königsberg erleichterte und mit einem Kostenaufwand von fast 1 Million Mark erstellt werden mußte. Insgesamt haben an der Umgestaltung der Mündungsarme und an den Arbeiten, die infolge des Durchbruchs bei Neufähr notwendig wurden, mehrere Jahre lang 6000 bis 7000 Mann gearbeitet. 1857 wurden dann die Regelungsarbeiten an der Nogat in größerem Umfange aufgenommen. Durch die Regelung des Weichselunterlaufes war die Versorgung der Nogat mit den notwendigen Wassermengen zurückgegangen, der größere Teil ging durch die Stromweichsel nach Norden ab. Außerdem führte der Deichbruch von 1855 bei Montau allen die Notwendigkeit vor Augen, auch die Anlieger durch die Erstellung von Großbauten wirksam zu schützen.

In der Bauperiode von 1879 bis 1892 ist die größte und wichtigste Arbeit an der Unterweichsel geleistet worden: die Regelung auf Mittelwasser. Das bedeutete: aus dem Urstrom war endlich ein Kulturstrom modernen Sinnes geworden. Mittelwasserregelung hieß: der Weichselschiffer findet bei mittleren Wasserstand überall einen geregelten, sandbankfreien Strom, ohne Altwasserrinnen, Stromschnellen, Steinpackungen usw. vor. Das Ziel der Mittelwasserregelung war eine Fahrtiefe von 1,67 m (Pegel Kurzebrack). Dieser erste Stromausbau auf langen Strecken, der mit dem Jahre 1831 begann und bis 1892 beendet wurde, hat gewaltige Kosten erfordert. Wenn wir uns aber die Erfolge vor Augen halten, die gerade unter den besonders gelagerten Verhältnissen der Weichsel hier erreicht worden sind, dann erscheinen sie als durchaus gerechtfertigt. Es konnte und durfte kein Aufwand zu gering sein, um die deutsche, stete und hartnäckige Kulturarbeit hier im Osten, am Rande der östlichen Welt, unter Beweis zu stellen. Vor allem ging es ja auch darum, einen innigen Zusammenhang zwischen den in der Vorkriegszeit ja als eine Art „Sibirien" angesehenen Ostprovinzen und dem inneren Deutschland herzustellen und den arbeitsfähigen Verkehrsorganismus des Deutschen Reiches im Osten vielgliedriger und leistungsfähiger werden zu lassen. Was in Mitteldeutschland und im Westen zu leisten war, das bedeutete — unbeschadet der gewaltigen und überragenden Leistungen, die dabei hingestellt wurden — soviel wie die schönere und bessere Einrichtung eines bereits aufgerichteten Hausbaues. Im Osten waren erst einmal die Fundamente zu legen, die Mauer zu schichten und das Haus bewohnbar zu machen. Während die Strombauverwaltungen im Reichsinnern daran gingen, Schönheitsfehler zu verbessern und unabhängig von den natürlichen Flußläufen Kunstwerke zu errichten, mußte im Osten erst einmal Richtfest gefeiert werden können.

„Die Regelung der Weichsel auf Mittelwasser", schreibt Rehder, „von der russischen Grenze bis zum Danziger Haupt kostete den Staat von 1835 ab gerechnet bis 1892 34,23 Millionen Mark. Rechnet man die Kosten für die nach den Hochfluten von 1886, 1886 und 1889 erforderlich gewordenen Strombauwerke in der Mündungsstrecke dazu, so erhöht sich diese Summe auf rund 41,23 Millionen Mark." 1882 waren nicht weniger als 2391 Buhnen, 47 Sperrwerke von über 9000 Meter Länge, 22 Kilometer an Parallel- und Deckwerken fertiggestellt worden. Zusätzlich wurden 1892 noch 11,96 Millionen Mark für Regelungsarbeiten oberhalb der Montauer Spitze bewilligt.

Mit der Mittelwasserregelung aber war die Tätigkeit der preußischen Strombauverwaltung an der Weichsel noch lange nicht beendet. Preußen arbeitete nicht mit halben Maßnahmen, die lediglich den Erhaltungszustand sicherten, sondern entschloß sich für Großbauten, die der Weichsel auf alle Zeiten ihr Gepräge geben werden. Ein altes Problem des Mündungsdreiecks waren die mehrfachen Mündungsarme der Weichsel und die Unsicherheit, die bei jedem Hochwasser ent-

stand, da man nicht immer mit Sicherheit wissen konnte, welchen Weg die Hauptwassermenge nahm und ob die Schutzbauten der Nogat bzw. der Stromweichsel den Hochwasserdruck auszuhalten in der Lage waren. Die Krümmung des Weichsellaufes östlich von Danzig und der geringe Querschnitt des Nogatbettes konnten Anlässe zu Eisstopfungen bilden, die großes Unheil über die Niederungen bringen konnten. Als das Hochwasser von 1888 in die Elbinger Niederung einbrach, faßte im gleichen Jahre ein Staatsgesetz einen Beschluß, der die Weichselmündungen vollkommen umgestalten sollte. Man beschloß, die Weichsel von jener Stelle an, an der sie sich scharf westlich wendend und am Dünengürtel entlangstreichend in Richtung Danzig umbiegt, unmittelbar in die See zu lenken.

Das heißt, es mußte ein neues Weichselbett von 7,1 km Länge geschaffen werden, das den Weichsellauf um 10 km verkürzte. Die Weichsel erhielt eine neue Mündung. 1881 konnte man mit den Erdarbeiten beginnen, mit denen für den Aushub des neuen Bettes und die Herstellung eines Leitgrabens durch den Dünengürtel, der Wasserdruck sollte sich hier selber ein Bett aufreißen, nicht weniger als 7 200 000 Kubikmeter mußten bewegt werden. Am 31. März 1895 wurde der letzte kleine Trenndamm durchstochen und die durch Hochwasser angestauten Wassermengen der Weichsel fanden zum erstenmal ihren unmittelbaren Weg in die Ostsee — mit solcher Gewalt, daß die Strömung die Durchstichstelle in einer Nacht auf 300 Meter erweiterte. Die nach Danzig führende „Tote" Weichsel wurde durch Schleusen vom Hauptstrome abgetrennt. Ebenso wurde der alte Gefahrenpunkt einer Einmündung von Hochwasser in die Nogat durch eine Kupierung der Nogat beseitigt, die kurz vor Kriegsausbruch fertiggestellt wurde. Zwischen Gemlitz und Pieckel wurden die Deichzüge begradigt und alte überflüssige Deiche abgetragen. Es gibt unter der preußischen Verwaltungszeit an der Weichsel eigentlich kein Jahr, in dem nicht eine größere, grundsätzlich das Gesicht des Stromes ändernde Arbeit begonnen oder getan wurde. Die folgenden Jahrzehnte haben erwiesen, daß diese allseitigen Bauten der preußischen Verwaltungszeit sich bewährten. Während uns seit dem 14. Jahrhundert mehr als 310 Deichbrüche bekannt geworden sind, also in fast jedem zweiten Jahr ein Deichbruch, ist nach dem Bruch von 1888 nur mehr ein einziger auf dem preußischen Weichselabschnitt zu verzeichnen gewesen. Aber dieser ereignete sich 1925 bei Thorn und war auf eine schadhafte Stelle des Deichkörpers zurückzuführen. Er fällt also nicht etwa preußischen Baufehlern, sondern der Nachlässigkeit der polnischen Verwaltung zur Last.

Die von Preußen zwischen 1831 und 1919 aufgewandten Gesamtkosten für die Weichsel betrugen nicht weniger als 203 Millionen Mark. Hierin sind auch die jährlichen Unterhaltungskosten inbegriffen, die rund 2,5 Millionen im Jahre erforderten. Diese Arbeiten waren am Beginn des Weltkrieges nicht etwa zu einem Abschluß und Stillstand gelangt, sondern schlossen eine Vielzahl von weiten Plänen ein, die dem Gewässernetz des deutschen Ostens ein vielgliedriges und neuzeitliches Gesicht geben sollten. Bei Kriegsbeginn lagen an Plänen vor: eine Hochwasserregelung der gesamten preußischen Weichsel, durch die Verwilderungen des Bettes während der häufigen Weichselhochwasser vermieden werden sollten; weiter eine Niedrigwasserregelung: eine Erweiterung der Regelung auf Mittelwasser, bei der die Schiffahrt nun auch bei niedrigen Wasserständen ihre erforderlichen Fahrtiefen vorfinden sollte. Selbst während des Weltkrieges wurde an den Vorarbeiten zu dieser Regelung weitergeschaffen. Erst das Diktat von Versailles hat hier der Arbeit deutscher Ingenieurkunst mitten im Werden ein vorzeitiges Ende bereitet. Es sollte 20 Jahre dauern, bis die Zurückweisung des polnischen Volkes in den ihm gemäßen Lebensraum hier deutschem Schaffen wieder den Weg gebahnt hat.

Ähnlich stand es auch mit den Kanalplänen. Der Ostkanal mit einer Planungslänge von 282 km sollte die Weichsel bei Thorn mit den Oberländischen Seen verbinden und dann über Passenheim zu den Masurischen Seen führen. Ein Oder-Warthe-Netze-Kanal sollte den Wasserweg zwischen dem oberschlesischen

Kohlenrevier und Danzig verkürzen, ein Malapane-Kanal sollte die Oder bei Kosel mit der Weichsel bei Thorn verbinden und eine ähnliche Aufgabe lösen. Alle diese Kanalpläne, von denen der Ostkanal die größte binnenwirtschaftliche Bedeutung gehabt hätte, sind nicht zur Ausführung gekommen. Der polnische Staat hat es in den ganzen 20 Jahren seines Bestehens nicht zu weiterem gebracht, als dem mehr als dürftigen Anfang zu einem kleinen Entlastungskanal Warthe-Goplosee, der keinen anderen Zweck hatte, als die Wartheschiffahrt von dem ihr durch die Natur zugewiesenen Oderraum zu lösen und an die polnische Mitte zu binden.

Auch der Weltkrieg hat weder die Strombauverwaltungen des preußischen Weichsellaufs noch jene deutschen Strombaukommissionen ruhen lassen, die von 1916 ab schon umfangreiche Vorarbeiten zur Regelung der russischen Weichsel tätigten und auch noch während der Kampfhandlungen die ersten Arbeiten am Strome selbst durchführen ließen. Vor allen Dingen ist in der Kriegszeit jenes riesige Projekt von Sympher aufgestellt worden, die Weichsel bei Kazimierz mit einer gewaltigen Talsperre zu schließen, dort ein großes Kraftwerk zur Erschließung des vernachlässigten Polen zu bauen und auch eine Art „künstlichen Bodensees" zu schaffen, da das Becken von Kazimierz, wie der Bodensee am Rhein, die Sinkstoffe des Oberlaufs aufgefangen hätte. In jenen Tagen wäre das Weichselkraftwerk von Kazimierz eines der größten Staubecken seiner Zeit geworden. Seine Ausnutzung wie auch die zu erwartenden Erfolge der neuen Weichselregelung wären ausschließlich den polnischen Landschaften und dem Polentum zugute gekommen. Die deutsche Militär- und Zivilverwaltung in Polen hat sich also im Weltkriege weitgehend auch für Wirtschaftsplanungen eingesetzt, die nicht nur dem deutschen Wirtschaftsorganismus, sondern in erster Linie dem polnischen zugute kamen.

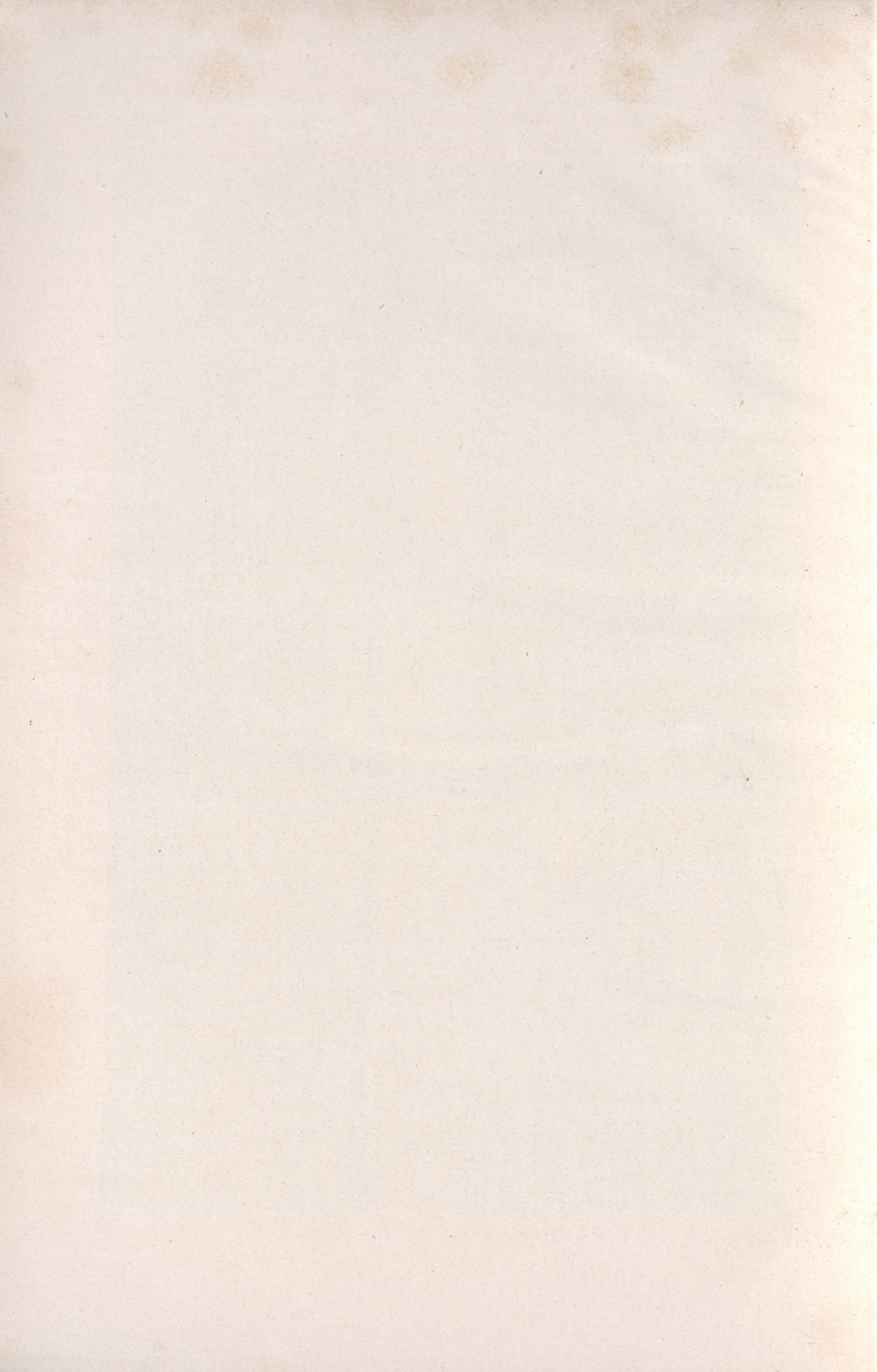
+

In der gleichen Weise und fast auch mit ähnlichen Folgen, wie sie der Weichsellauf als solcher zu spüren bekam, hat sich das russische Vorkriegsregime als ein Hemmschuh des Weichselhandels erwiesen. Für das ganze 19. Jahrhundert ist die Haltung Rußlands in Gedeih und Verderb des Weichselhandels entscheidend gewesen. Die geographischen Voraussetzungen, wie sie in dem nach Norden sich öffnenden Stromgebiet der Weichsel bestanden und bestehen, das die Rohstoffgebiete des Mittel- und Oberlaufs auf die Vermittlung zum Welthandel über Danzig ausrichtet, wurden von Rußland geradezu verneint. Die natürlichen Grundlagen wurden aus national- und handelspolitischen Grundsätzen und Zielen vergewaltigt: Rußland kümmerte sich nicht um die Lebensgesetze der Landschaften am Weichselstrom, die diese notwendigerweise zu Bindegliedern zwischen Westen und Osten bestimmen, sondern wollte in ihnen einen Keil in die mitteleuropäische Flanke schieben. Diese russische Vorkriegstendenz blieb im ganzen 19. Jahrhundert gleichgerichtet, nur ihr Tempo und ihre Erscheinungsformen änderten sich jeweils mit der Wandlung des Verhältnisses zwischen Zar und Polentum. 1815 hatte man noch russischerseits unter dem Einfluß des geschickten Wortführers der polnischen Sache, Czatoryski, den Plan eines zusammenhängenden polnischen Wirtschaftsgebiets, das sich über die Staatsgrenzen hinweg erstrecken sollte, zur Sprache gebracht. Preußen war zu großen Zugeständnissen an diesem Plane bereit gewesen, es wollte die alten Stapelrechte aufheben, die polnischen Weichselschiffer den preußischen gleichstellen, den Polen Handelsberechtigungen in den Ostseestädten geben und den zur Deckung der Verwaltungskosten erforderlichen Transitzoll auf 2 v. H. herabsetzen. Aber es scheint eine tiefeingewurzelte Nationaleigenschaft des polnischen Volkes zu sein, gemessene Vorschläge, die die Ungunst der eigenen geographischen Lage überbrücken sollen, durch hybride Mehrforderungen unmöglich zu machen und zu zerschlagen. Polen, das 1815 längst kein souveräner Staat mehr war, verlangte daraufhin die Öffnung der Oder für den polnischen Wirtschaftsverkehr, es forderte eine Zollgrenze innerhalb Preußens — es bestritt schließlich die preußischen Hoheitsrechte an Danzig. Eine derartige wirtschaftliche Trennung Ostpreußens und Pommerns, Posens,



Die Tote Weichsel bei Bohnsack

Nur auf dem Gebiete der ehemaligen Freien Stadt Danzig ist die Weichsel ein unvernachlässigter Kulturstrom geblieben



Westpreußens und Schlesiens konnte sich Preußen naturgemäß nicht gefallen lassen, so daß sich diese Pläne zerschlugen.

Der erste 1818 zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene Handelsvertrag hat aber, wie seine Nachläufer, nicht die gehofften Ergebnisse gezeitigt. Der leidtragende Teil war der Weichselhandel. Schon 1822 tat Rußland den ersten Schritt, um das polnische Wirtschaftsgebiet auf den Osten auszurichten. Das sogenannte Prohitivsystem erhöhte die Zollmauern an der preußisch-russischen Grenze und lenkte die Ausfuhr aus den polnischen Industrie- und Landbaugebieten über russische Häfen an der Ostsee und dem Schwarzen Meer. Bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus führten die Bemühungen der preußischen Regierung zu einer Kette von zweck- oder doch wirkungslosen Verträgen.

Mit dem Maschinenzeitalter zog auch für den Weichselhandel eine völlig neue Zeit herauf. Handels-, Wirtschafts- und Verkehrsbedingungen wurden weitgehend umgeschichtet, Dampfer erschienen auf den Flüssen, die nun aber nicht mehr die alleinigen Großfrachtstraßen darstellten, da die Eisenbahnen ihnen völlig neue Aufgaben wiesen. Je besser ein Fluß ausgebaut war, um so wettbewerbsfähiger mußte er für die neuen Verkehrsbedingungen sein. Die Voraussetzung für eine Gleichbedeutung der Weichsel mit den übrigen Verkehrswegen des mitteleuropäischen Raumes mußte aber eine durchgreifende R e g e l u n g sein. Dieser hat sich Rußland bekanntlich widersetzt. Die russische Handelspolitik sah in der Öffnung des polnischen Raumes nach Westen, ein ihrem hier verfolgten Ziel gerade entgegengesetztes Ergebnis, wie sie auch auf dem Standpunkt stand, daß eine Weichselregelung lediglich dem deutschen Binnenwasser-Markt zugute käme und preußische Häfen unterstütze, woran Rußland keinen Anteil habe. Da es seine Begünstigung der eigenen Häfen weiter betrieb, gab es lieber den Trumpf einer Ausfuhrsteigerung aus seinen westlichen Gouvernements aus der Hand und blieb bei der bisher verfolgten Politik, der Bindung an dem Osten. Außerdem ist die russische Eisenbahnbaustrategie rein militärische und keine wirtschaftlichen Wege gegangen. Das zaristische Rußland baute Aufmarschbahnen nach Westen und keine Zufuhrbahnen zu den Flüssen.

Die Eisenbahn hat auch die Warenstruktur des Weichselhandels deutlich umgestaltet. Nachdem der Weichselhandel mit Getreide noch, kurz bevor sich die Eisenbahn durchsetzte, seine dritte große Blütezeit erlebte (1862 wurden Danzig auf der Weichsel 281 000 t zugeliefert), mußte er die Beförderung dieser leicht verderblichen Fracht bald an die Eisenbahn abtreten. Um die Mitte der 70er Jahre hielten sich die Eisenbahn und Flußzufuhr von Getreide nach Danzig etwa die Waage. Um 1900 wurden bereits nur noch 7,1 v. H. der nach Danzig gelieferten Getreidemengen der Weichsel anvertraut. Statt dessen füllten sich die Schiffsräume der Weichselkähne immer mehr mit einem anderen Gut, das mengenmäßig bald an die Stelle des Getreides trat: dem Zucker.

Der Gesamtgüterverkehr der geregelten und im eigentlichen Sinne schiffbaren Unterweichsel nach Danzig hat in der Zeit vor dem Weltkriege eine beständige Steigerung erfahren und im Jahre 1912 mit einem Warendurchgang von über 600 000 t bei der Schleuse Einlage seinen Höhepunkt erreicht. Hierbei ist noch nicht der rege Floßholzverkehr auf der unteren Weichsel erfaßt, der kurz vor der Jahrhundertwende mit einem Durchgang von fast 500 000 t bei Einlage seinen Höhepunkt erreichte. Allerdings ließ die rege Sägemühlenindustrie um Thorn und Bromberg nur etwa ein Drittel bis ein Viertel der bei Thorn durchgeflößten Holzmengen nach dem Norden gelangen, die auch zu einem guten Teil bei Fordon die Weichsel verließen, um durch den Bromberger Kanal nach dem Westen zu gehen.

Das Schwergewicht des Weichselverkehrs hat in der Vorkriegszeit also auf der Unterweichsel gelegen. Im ganzen gesehen ist die Weichsel noch völlig unzureichend als Verkehrsader genutzt worden. „Die Tatsache, daß das Weichselstromgebiet sich auf einen Raum erstreckte, der damals zum Staatsgebiet dreier Länder gehörte, ist der Ausgangspunkt für einen unzureichenden Ausbau der Weichselwasserstraße gewesen“ (Rehder). Sie

ist in gleicher Weise der Grund zur Drosselung des Warenverkehrs gewesen, die der Weichsel niemals, auch bis heute nicht gestattet hat, sich unter den mitteleuropäischen Strömen die ihrer Lage und Größe gemäße Bedeutung zu verschaffen.

*

Die Errichtung des polnischen Staates von Versailles gab diesem das gesamte Stromgebiet der Weichsel in die Hand und dazu eine weitgehende wirtschaftliche Verfügungsberechtigung über die Weichselmündung mit Danzig. Aber das, was nun nach den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte und auch Jahrhunderte hätte eintreten können — eine gewaltige Steigerung des Weichselverkehrs, als der Nutzbarmachung jenes Stromes, der angeblich die Lebensader des neuen polnischen Staates sein sollte, trat nicht ein. Der blühende Verkehr auf der Unterweichsel erfuhr eine empfindliche Einbuße. Mit Ausnahme eines einzigen Jahres, 1926, hat der Unterweichselverkehr durch die Schleuse Einlage die Verschiffungszahlen der Zeit vor dem Weltkriege bisher nicht wieder erreicht. Und daß 1926 die Empfangstonnage dieser Schleuse 500 000 t überstieg, ist alles andere als polnisches Verdienst, denn im Jahr zuvor war der deutsch-polnische Zollkrieg ausgebrochen und im gleichen Jahre zudem der berühmte englische Bergarbeiterstreik, so daß die polnische Kohlenausfuhr — fast ungewollt — auf Rekordziffern kletterte.

Es ist über die Verkehrsentwicklung auf der Weichsel in den 20 Jahren polnischer Interimsherrschaft nur wenig zu sagen. Polen hat, sowohl um seinen Raub an deutschen Provinzen zu bemänteln, als auch um sich möglichst mit Argumenten wirtschaftlicher Natur in ihren Besitz zu halten, von 1918 an die These verfochten, daß die Weichsel die wirtschaftliche Lebensader des polnischen Staates sei. Den Beweis für diese nur propagandistisch zu wertende Formel, deren Verfechtung das Halten verlorener politischer Positionen ermöglichen sollte, hat Polen nicht erbringen können. Polen hat die Weichsel nie wirklich gebraucht. Es war nicht imstande, sie sich dienstbar zu machen. Es schaltete die deutsche Kulturleistung an der Weichsel aus, überließ den Strom sich selbst und erntete naturgemäß auch die Folgen. Der Warenverkehr schrumpfte immer hoffnungsloser. 1938 betrug der Güterverkehr durch die Schleuse Einlage noch nicht einmal 75 v. H. des Vorkriegsstandes. Im gleichen Jahre wurden auf der angeblichen polnischen Hauptwasserstraße, bei einem seewärtigen Gesamthandelsumsatz von rund 14 700 000 t, knapp über 450 000 t der Weichsel anvertraut. Der polnische Staat hatte das erreicht, was vor dem Weltkriege den Wirtschaftsplanern als ein Idealzustand vorgeschwebt hatte: das ganze Weichselstromgebiet wurde von e i n e r Staatsführung beherrscht. Aber diese Staatsführung hat es in keiner Weise verstanden, das „Ererbte" zu erwerben, um es zu besitzen. Wenn in Polen überhaupt noch Weichselverkehr getrieben wurde, dann nur, weil der Weichselunterlauf durch die deutsche Kulturarbeit vergangener Jahrzehnte in ein Verkehrsnetz eingebaut war, dessen Wirksamkeit sich auch über die zwanzigjährige Periode schwerster politischer Zerreißungen aufrechterhalten konnte. Denn als Verbindung der eigentlich polnischen, also vorwiegend von polnischem Volkstum besiedelten Gebiete (Kongreßpolen, Galizien) mit dem Meere spielte die Weichsel eine völlig untergeordnete Rolle. Von den 1937 auf der Weichsel Danzig zugeführten Warenmengen stammten nur 16,5 v. H. aus Innerpolen, aus den Orten oberhalb Warschaus kam nicht eine Tonne nach Danzig. Die anderen 83,5 v. H. aber wurden aus dem Unterweichselgebiet der Weichsel zugeliefert, sie kamen vor allem aus Westpreußen, über den Bromberger Kanal von Warthe und Oder oder aus Ostpreußen; also aus Landschaften, die vor ihrer Zerreißung durch das Versailler Diktat eine wirtschaftliche und zum guten Teil auch eine verwaltungsmäßige Einheit gebildet hatten.

Wenn der Wasserweg Weichsel zu polnischer Zeit überhaupt noch eine gewisse Bedeutung besaß, so verdankte er dies der kontinuierlichen Wirksamkeit eines vorausgegangenen Jahrhunderts deutscher Kulturarbeit. Der polnische Staat hat auch hier nur von der Substanz gelebt. Er übernahm eine geregelte und bei den sich ihr bietenden Möglichkeiten auf Höchst-

form gebrachte Unterweichsel. Er hat dieses Erbe nur schlechtestens verwaltet. Was von Polen an der Unterweichsel wirklich gesündigt worden ist, wird sich erst durch Bereisungen nach der Beseitigung von Kriegsschäden durch den September 1939 herausstellen. Aber schon jetzt sind wir durch den bloßen Augenschein unterrichtet, daß das Hochwasserbett nirgends gepflegt wurde, daß sich allenthalben große Anlandungen und Sandbänke gebildet haben, daß die Buhnen versacken und weggerissen werden und daß die Weichsel auf dem besten Wege war, jenem Zustand entgegen zu gehen, in dem sie sich vor Beginn der deutschen Regelungsarbeiten befand. Sogar polnische Stimmen haben sich dessenthalben gerührt, aber zur Abhilfe ist der Staat nie geschritten. Wenn auch die polnischen Haushaltungsanschläge mitunter große Summen für Arbeiten an der Weichsel nennen, so erfahren wir doch nirgends, wieviel wirklich ausgegeben wurde. Eine bezeichnende Angabe besitzen wir, die des bekanntesten polnischen Wasserbauers, Tillinger, der bei der Betrachtung der polnischen Haushaltspläne in den letzten Jahren feststellte, daß die ehemalige Freie Stadt Danzig für ihre Wasserstraßen mehr ausgab, als der gesamte polnische Staat für die seinen. Für 80 km gab deutsche Gründlichkeit auf dem Gebiete der Danziger Weichselmündungen also mehr aus, als polnische „Aufbauarbeit" für die hunderte von Kilometern des eigenen Staatsgebietes.

Gewiß haben die einzelnen Wasserwegedirektionen der Polen Bauten am Strome vorgenommen; aber auch diese haben wesentliche und vor allem auf Zeit wirksame Verbesserungen nicht zufolge gehabt. Die „Regelungsarbeiten" im Bereich der Wasserwegedirektion Warschau sind polnischerseits vernichtender Kritik verfallen. Legun-Biliński rechnete sie den „ganz unverantwortlichsten und leichtfertigsten des Flußbaus". Eine Besserung seiner Wasserwirtschaft ist Polen in den 20 Jahren seines Bestehens nicht gelungen. Selten ist in einem Staat das Problem des Wasserbaus in aller Öffentlichkeit so häufig und leidenschaftlich verfochten worden, wie in Polen, selten sind so viele wirtschaftliche, politische und ideologische Hoffnungen und Forderungen an die Flußbauplanungen geknüpft worden, wie von den Polen. Selten hat aber auch ein Staat für einen Strom so wenig getan, den die eigenen Exponenten das „Rückgrat des polnischen Staates" genannt haben.

+

Jene zwanzig Jahre polnischen Interregnums, die wir heute an der Weichsel überblicken — sie bedeuten im Rahmen der Gesamtgeschichte des Stromes nicht viel. Im Hinblick auf zukünftige Leistungen mögen sie vielleicht gar nichts bedeuten. Aber für die von uns hier vertretene Fragestellung sind sie ein Prüfstein wie kaum eine der vergangenen Epochen. Vor unseren Augen sehen wir den Beweis dessen, was wir als einen Anspruch aufstellten: die Weichsel ist eine deutsche Kulturleistung!

Vor der Weichsel liegt heute eine Zukunft. Ihr gesamter Stromlauf und die wesentlichsten Laufstrecken ihrer Nebenflüsse liegen diesseits der deutschen Interessengrenze. Es stehen da jetzt Möglichkeiten offen, wie sie in der gesamten Geschichte der Weichsel und ihrer Wirtschaft vor uns nicht aufgetaucht sind. Räumlich ist die heutige Lage umfassender und großzügiger als je und übertrifft bedeutend jene landschaftlichen Regelungen, die Preußen einmal zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts den gesamten Unter- und Mittellauf der Weichsel in die Hand gaben. Zum erstenmal in der Geschichte liegt die Möglichkeit einer Planung offen, die sich auf die gesamte Stromlänge erstreckt. Zum erstenmal steht eine Staatsmacht dahinter, die der ganzen Welt bereits gezeigt hat, daß sie zu großzügigen und weiträumigen Leistungen und nicht nur Planungen in der Lage ist.

Was an der Weichsel bisher schon deutsche Kulturleistung war, das wird wiederhergestellt, bewahrt und verbessert werden. Darüber hinaus eröffnet sich das gewaltigste Aufgabenfeld, was an diesem Strome je in der Hand einer leitenden Macht gewesen ist. Die Weichsel, sie wird in Zukunft nicht nur eine deutsche Kulturleistung sein, sie wird ein deutscher Strom heißen.

Peter Barth, ein deutscher Lyriker aus dem Banat

Von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann

Eben erschien in der Reihe „Südost" (Verlag Luser, Wien) ein Gedichtband „Die Erde lebt" von Peter Barth, den Prof. Kindermann ausgewählt und eingeleitet hat.

Das völkische Schicksal der Banater „Schwaben" hebt sich von dem der anderen deutschen Volksgruppen im Ausland beträchtlich ab. Ihre Sonderentwicklung bewegt sich in geradezu dramatischen Abläufen. „Schwaben" bedeutet hier keine stammesmäßige Abgrenzung, sondern einen Sammelnamen für Deutsch. Denn die deutschen Siedler, die einst, von Maria Theresia und Joseph II. hingerufen, das noch ungeordnete Banater Land durch ihrer Hände Fleiß zu deutschem Ackerboden machten, kamen ja aus den verschiedensten deutschen Landschaften. Damit freilich fing der erste tragische Vorgang dieses Volkstumsschicksals an: Die Siedler fanden sich in ihren Dörfern landsmannschaftlich zusammen und bewahrten die Väterart, das Brauchtum, aber auch die Mundart ihrer Stammheimat von Geschlecht zu Geschlecht so treu, daß man oft die Deutschen drüben im Nachbardorf, die aus einer anderen Gegend des gemeinsamen Vaterlandes gekommen waren, gar nicht verstand. So kam es, daß bis zum Weltkrieg ein wirklicher Zusammenschluß der Deutschen im Banat und damit das Fundament, von dem auch die gemeinsame Kulturleistung, besonders die künstlerische, hätte ausgehen können, fehlte.

Um so leichter hatten es seit 1867 die scharfen Magyarisierungsbestrebungen; denn von da an bis zum Frieden von Trianon am Ausgang des Weltkrieges gehörte das Banat zu Ungarn. Da galt vielen Wankendgewordenen gegenüber der deutschen Mundart das Magyarische plötzlich als vornehmer. Vor allem aber wurden die Banater Deutschen nun vielfach — ob sie wollten oder nicht — auf ungarische Schulen geschickt und der eigenen Muttersprache entfremdet. Der junge Müller-Guttenbrunn, der später als Dichter der erste Erwecker des deutschen Widerstandes im Banat und zugleich der Entdecker des Banater Deutschtums für die Binnendeutschen wurde, mußte nach Siebenbürgen ins Gymnasium gehen, um überhaupt an einer deutschen Anstalt studieren zu können. Als aber im Weltkrieg Mackensen mit seinen Truppen für längere Zeit in das Banat kam, wurde diese Begegnung für die halb schon magyarisierten Banater Deutschen zur großen Erweckung; denn nun erst sahen sie über die Zäune der Mundart und Stammesbildung hinweg das Gemeinsamdeutsche, die Größe ihres ganzen Volkes. Nun erst verstanden sie, was ihr Landsmann Müller-Guttenbrunn wollte; und nun erst, besonders nach ihrer Eingliederung in den rumänischen Staat, ging eine gewaltige Welle der bewußten Rückkehr zur angestammten deutschen Art durch die Banater Schwaben. In seinem Roman „Grenzen wandern" läßt uns Karl von Möller, einer der Vorkämpfer des Deutschtums im Banat, in diesen Vorgang hineinsehen. Die in achthundertjährigem Deutschtumskampf wohlerprobten Siebenbürger „Sachsen", mit denen die Banater nun (abgesehen von dem zu Südslawien gekommenen Teil des Banates) im gleichen rumänischen Staat vereinigt wurden, erkannten ihre Aufgabe, den Banater Deutschen bei dieser Rückgewinnung ihrer deutschen Art beizustehen. Arnold Roths Kantate „Volk im Osten" bezeugt uns diese für den Neuaufbau so bedeutungsvollen Zusammenhänge. Eingegliedert in das nun einheitlich gewordene Ganze des Deutschtums in Rumänien und trotzdem des Ba-

nater Sonderschicksals und der Banater Sonderaufgabe bewußt, stehen die „Schwaben“ heute den Volkstumsbestrebungen in Südosteuropa mit einem starken Aufbauwillen gegenüber.

Auch im Bereich der Dichtung, die da draußen für die Arterhaltung so unendlich viel bedeutet, ist die schöpferische Kraft des Banater Deutschtums erfreulich im Wachsen begriffen. Die epische Eigenleistung hatte ja mit den für die gesamte volksdeutsche Dichtung bahnbrechenden Romanen von Adam Müller-Guttenbrunn einen Einsatz, wie er energischer und farbenreicher nicht zu denken war. Von ihnen reicht der Bogen über Eugen Probsts*) Entwicklungsroman „Der Schulmeister von Arbesdorf“ und über Otto Alschers meisterhafte Tiergeschichten herüber zu Karl von Möllers wehrhaft-historischen Romanen, die — wie die Müller-Guttenbrunns — den Binnendeutschen die Augen öffnen für das Schicksal und den Lebenskampf des Banater Deutschtums.

Die Lyrik der Banater Schwaben hatte bisher gleichwertige Leistungen noch nicht aufzuweisen. Sie hatte sich freilich mit leidenschaftlichen Kampfgedichten einst in der Abwehr der magyarischen Überfremdungsversuche sehr bewährt. Aber erst nun beginnt die Lyrik der Banater Deutschen über den Zweck-Raum des täglichen Kampfes hinauszuwachsen und das Eigenerlebnis ins Gültige zu erheben. Da steht nun der junge Bauer Joseph Gabriel vor uns, und neben ihm die Sängerin wahrer Mütterlichkeit Annie Schmidt-Endres; und Hans Diplich oder Rudolf Hollinger, Franz Kleitsch, Peter Jung und besonders Wolfram Hockel — sie alle schon mit den Zeichen der Eigenprägung, sie alle durch dieses Banater Volkstumsschicksal geeint, und sie alle, jeder in seiner Weise, Künder dieses tapferen deutschen Lebens inmitten anderer Nationen; Zeugen einer unlöslichen Volks- und Bodenverbundenheit, einer unverbrüchlichen Ahnentreue und Heimatliebe.

Aus ihrer Mitte wuchs auch Peter Barth auf: Dichter und Apotheker in Temeschburg. Sein Werdegang zeigt in seiner Banater Typik die großen Nöte und Gefahren dieses Inseldeutschtums. Peter Barth (geb. 1898 in Blumenthal) stammt aus einem alten deutschbanater Siedlergeschlecht. Aber auch ihn hatte man in magyarische Schulen, in ein magyarisches Priesterseminar gesteckt und allen Gefahren der Überfremdung ist er dort und anderswo tausendfach begegnet. Er hat sie rechtzeitig erkannt und, so lange es noch Zeit war, die Flucht ergriffen. Nun wandte er sich der Pharmazie zu und gleichzeitig vollzog sich in innerlich und äußerlich schwierigen Jahren der Wandlung seine Rückkehr zur angestammten deutschen Art. Die gesamtdeutsche Dichtung — vorab die Lyrik von Rilke und Trakl bis zu Carossa, Ina Seidel und Hermann Claudius — hatte an diesem Vorgang reichen Anteil. An diesem aufleuchtenden Begreifen deutschen Schauens, deutscher Aussage auch des Letzten und Tiefsten, deutscher Visionsfähigkeit wuchs nun — besonders in den einsamen Jahren, die Peter Barth in Ferdinandsberg verbrachte, seine eigene, seit langem schon wache und nur immer zurückgestaute Fähigkeit zur lyrischen Welt- und Lebensgestaltung. Der anfänglich leise Quell aber wurde rasch zum überschäumenden Sturzbach. In ungeahnter Leidenschaft des Sagenmüssens überwältigt diese Lyrik ihren eigenen Dichter. Wir stehen da vor einem einzigartigen Phänomen:

> **„Mir schlitzte das Leben die Herzadern auf,**
> **es sprudelt in Worten und Bildern,**
> **Gedichte und Lieder entstehen im Lauf,**
> **die täglich mein Weltschauen schildern.**
>
> **Das Fluten des Tages, das Ruhen der**
> **Nacht,**
> **das Werden und Sterben des Lebens**
> **Hat mich zum Sänger der Dinge gemacht;**
> **ich wehrte mich lange vergebens.“**

So heißt es im Selbstbekenntnis „Ich dichte“ — und diese Aussage ist fast zu bescheiden. Denn aus diesem sich über-

*) Vgl. Anton Valentin: „Joh. Eugen Probst, ein großer Erzähler des Donauschwabentums“, in „Der Deutsche im Osten“, Jg. II, Heft 3, Mai 1939; im gleichen Heft die Erzählung „Dengler und der Teufel“ von J. E. Probst.

stürzenden Reichtum wächst eine ursprüngliche Fülle der Gesichte, die sich bei den „Dingen" allein nicht aufhält, sondern die Mensch und Ding den Herzton ablauscht. Aus einem unverbrauchten Volksboden und seinen vielen, immer noch lebendigen südostdeutschen Sagen, Mythen, Märchen, strömt Peter Barth seine geheimnisreiche Sprache zu. Eine Bilderfülle kommt auf ihn zu, die der zu visionärem Schauen, zum Erspüren leisester Bewegungen, zum Erahnen fernster Akkorde und heimlichen Läutens Begabte immer wieder einzufangen und zum Liede zu gestalten weiß.

Viele hunderte solcher Lieder, Sonette, Hymnen, Romanzen, liegen heute vor ihm: geglückte und erst zum Ansatz gediehene, jubelnde und von allen Schauern der Lebenstragik angefaßte, still vor sich hinsinnende und lyrische Würfe voll einer hintergründigen Dämonie, heiße Gesänge des Herzens und männliche Bekundungen deutschen Beharrungswillens. Ein früher Band „Flammengarben" (1933) kam nur den engeren Landsleuten zur Kenntnis. Aber in manchen volksdeutschen Zeitschriften fanden Barths Gedichte dann erstmals den Weg zu den Binnendeutschen*). In den „Rufen über Grenzen" habe ich ihnen breiteren Raum gegeben und dadurch manchen verständnisvollen Leser geworben. Nun aber hat Hermann Roth (Hermannstadt), der schon in der ersten, siebenbürgischen Ausgabe der Anthologie „Herz der Heimat" gute Proben gebracht hatte, auf meine Bitte hin alle die Hunderte von Gedichten Barths einer ersten kritischen Sichtung unterzogen und mir die besten vorgelegt. Aus ihnen wählte ich wieder die bezeichnendsten aus, gab ihnen das ihrer Eigenart gemäße Ordnungsgefüge, das gleichwohl ihre Vielfalt sichtbar macht, und versah die einzelnen Abteilungen mit Kennworten und Sinngebungen, die aus der Gestaltenwelt und dem Wortgepräge der Gedichte selbst stammen. Ich hoffe, daß es ein für das bisherige lyrische Gesamtwerk Barths stellvertretendes Ganzes — und ein lebendiges, ein weiterwirkendes Ganzes geworden ist.

Peter Barth gehört zu den Romantikern unserer Tage. Nicht das in sich Gerundete, das in sich selbst selig Vollendete ist seine Sache, sondern das ewig Werdende, das über sich Hinausstrebende, im Dämmerlicht Aufglühende, dessen geheimnisumwobene Ahnungswelten das Wort zur Musik zu verwandeln suchen. Und dennoch: die Erde ist von Anfang bis zu Ende sein urtümlicher Bereich; freilich als ein ewig Lebendiges, als ein ewig Kraftschenkendes. „Die Erde lebt!" ist der Leitsatz des ganzen lyrischen Werks; denn von dieser Erde geht alles in seinen Bildern und Symbolen aus und zu ihr kehrt alles zurück. Mensch und Natur werden da vor dem Dämonisch-Göttlichen zur Einheit. Die Seelenkräfte des Menschlichen deuten uns an Geheimnis der Natur, und das Wachstum alles Naturgegebenen öffnet uns das Tor zu den Sehnsuchtsmächten des Herzens. Ob hier die Seinsproblematik der großen und kleinen Elementargewalten angerührt wird oder ob uns der Dichter in den ewigen Kreislauf des Jahres und der Landschaft geleitet; ob „des Herzens Urgewalt" vor uns aufschreit in Glück und Qual oder ob die ins Mythische aufwachsenden „Urgewalten der Schöpferhand" — von den Gestalten der Volkssage bis zum Lenker des Schicksals selbst — vor uns erstehen: sie alle sind immer wieder auf das deutsche Menschenbild, auf die Erlebnisfähigkeit von deutscher Art bezogen. So ist es nur selbstverständlich, daß aller Glaube und alle Kraft dieser Lebensbewältigung, die des Außen und die des Innen, einmündet bei einer Heimatliebe, die hier mehr bedeutet als Anpassung und Tradition. Denn dieser Schwur: „Schwabe, du bleibst!" ist mit Ahnenblut erkauft und mit einem eigenen Leben der Not und des Kampfes für alle Zukunft besiegelt. Hier spricht einer, den die Welt seiner Ahnen aus jedem Brotbrechen und jeder kleinsten Tat aufruft zur schweren Verantwortung vor dem ganzen eigenen Volk. Einer, der auf vielen schmerzhaften Umwegen in die Mitte seines Volkes heimgefunden hat, kündet in einer Sprache, der trotz aller

*) So auch in der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten", Jg. I, 1938, Heft 4, 9 und 10. Im Heft 4 (März 1938) ist eine Lebensbeschreibung Barths aus der Feder des Dichters enthalten.

Musikalität doch jede bloße Schwärmerei fremd ist und die scharfe Kontur neben die zart verschwebende Andeutung, das Zauberwort mythischer Kräfte neben den männlichen Treuspruch des Opferwillens zu setzen weiß, von der Größe der Natur, von der Tiefe des Herzens und der Macht des Unerforschlichen, weil ihm die ganze Welt inmitten so vieler andersartiger deutsch bewußt wird.

Wir freuen uns für das Banater Deutschtum, daß ihm in unseren Tagen ein Sänger mit so reichen Möglichkeiten erstand. Und wir erkennen dankbar die zeugende Kraft unserer Nation, die uns auch an den äußersten Rändern Europas, umdroht von vielerlei Gefahren, einen jungen Dichter schenkte, der dort bereit ist, mit seinem Wort und seinem Sinnbild Zeugnis abzulegen für deutsche Art und Kunst. Hält er in Zukunft, was er mit seinem bisherigen Werk verspricht, dann kann es sein, daß er vielleicht einmal — weit über seinen inseldeutschen Bereich hinaus — unserem ganzen Volk mit seinen reifsten Schöpfungen zum dauernden Besitz werden darf.

Gedenke der Saaten!

Bauerngeschlechter umsorgen
zeitlos das Erntefeld.
Steigt dir aus Äckern die Welt,
Volk, so ruhst du geborgen.

Von Wolkenglanze beschienen,
von Dorfes Giebeln umringt
ein froher Wiesenbach singt
ins feine Summen der Bienen.

Es schlägt die Sense in Ähren,
der Erde reinlichstes Gold.
Trägst in der Seele den Sold,
Volk, wo Bauern dich lehren.

Die Alten sinken gestorben,
dann führt die jüngere Hand
den gleichen Pflug übers Land,
das ferne Ahnen erworben.

Am Ende aller Taten
der Acker bleibt ewig und wahr.
Halte dich bäuerlich klar,
Volk, gedenke der Saaten!

Kilian Koll

Der Hornbauer

Eine Erzählung von Peter Barth

„Vier Paar glänzende, rassige Rosse standen in meinem Stall, als wenn sie nur mit Arsenik und Heroin gefüttert worden wären, Hornvieh kaute reihenweise im Hinterhaus, die Scheuer duftete den ganzen Winter hindurch vom bauschigen Heu. Meine Kernfrucht, meine Zuchttiere hatten am Lippaer Markt einen Ruf. Und sieh, alles zerrann wie diese graue Asche in meiner Pfeife, nur das Häuflein von einem alten, zusammengeschrumpften Mann blieb von allem übrig."

So begann der Hornmatzbauer seinen Bericht, sozusagen seine Lebensbeichte, als er mich an einem dämmrigen Oktoberabend zu sich in die Schenke hineinrief.

Es wurde mir nämlich, da ich eine Zeitlang wieder in dem Heimatdorf verweilte, ein allabendlicher Pilgergang, wenn ich weit hinausging vor die letzten Häuser und mich hingab dem wehmütigen Zauber des Zwielichtes. Wenn alles: ferne, blaue Wälder, weiß blinkende Dörfer, in den blassen Himmel ragende rote Kirchtürme im schwelenden Grau zerrannen; die kahlen Äcker, die entblößten Weingartenpflöcke im schleichenden Dämmerlicht gespensterhaft um den enger und enger werdenden Gesichtskreis tanzten, bis alles in den gähnenden Rachen der jähen Herbstnacht hinabstürzte.

Verwundert sah ich darum in das aschfahle, abgehärmte Vogelgesicht des Matzvetters, da der wortkarge, trunkfällige Mann auch für den devotesten Gruß stets nur ein halbes, unbewußtes Kopfnicken übrig hatte. Er mußte einem inneren Drängen nachgebend mich zu sich hineingerufen haben.

Ich stieg die knarrenden, knirrenden Holztreppen hinan in die niedere Schenke und setzte mich an den Tisch. Eine rote, gemusterte Decke verbarg die abgewetzte, ungescheuerte Platte, und eine schmierige Stuhllehne haftete mir in der Handfläche, als ich nach einer Sitzgelegenheit griff, um sie an mich heranzuziehen.

Aber das alles blieb mir nur so nebenbei im Gedächtnis, da der klare, schillernde Blick des alten Mannes mich völlig in seinen Bann zwang.

Er klopfte seine ausgekühlte Pfeife aus und stopfte sie dann wieder bedächtig, umständlich, mit zitternden Fingern, und nachdem er fertig war, sie paffend anzündete, räusperte er sich mehrmals, schaute mir fast ergeben ins Gesicht und begann mit rauchbelegter Stimme. Er atmete schwer, das Asthma quälte ihn gewaltig; doch die Sinne waren ihm heute klar, ohne den leisesten Hauch eines Dusels; nur stark ergriffen schien er zu sein, wie verfangen in den Erinnerungsnetzen, die er erzählend um uns spann. Hin und wieder griff er zur Schnapsflasche, nippte aber nur dran, um dann, sich beutelnd und voller Hast, weiterzufahren im Gespräch.

Er sah starr vor sich hin. Er schaute die Vergangenheit wie einen bunten Film, sah Zeiten, Gestalten, Geschehnisse überstürzt in einem wirren Knäuel zusammengeballt und griff in die brauende Masse hinein, aus der er sein Schicksal stoßhaft, in abgerissenen Bildern, aber unbarmherzig wahrhaft klar vor mir aufbaute.

„Ich gehöre noch zu jener Schicht der Blumenthaler Einwohner", begann der Hornbauer, „die mit den Kolonisten, mit den ersten Einwanderern noch unmittelbar in Berührung stand. Ihr starker Siedlergeist spornte uns zu dem schlichten, arbeitsamen, pflichtbewußten Lebensgang an, der aus diesen ehedem seuchedurchtränkten Sumpf- und Moorgeländen eine Kornkammer schuf. Wir sahen

schon alles blühen, gedeihen; wir sahen aber auch viele starke, alte Eichen im Laufe eines dreiviertel Jahrhunderts fallen, sahen mächtige Stämme zu losen Splittern werden, die dann der nächste Wirbelsturm in die weite Welt hinausschleuderte.

Im Jahre achtzehnhundertsechzig war ich der erste, der das alte, lehmgestampfte Siedlerhaus umbaute und um einen halben Meter heben ließ. Ich stellte die erste große Scheune auf, früher waren nur offene Tristen- und Tretplätze in den Hintergärten, und ich ließ nun stolz in den Putz am hohen Giebel einmeißeln: Matthias Horn und Weib, geb. Margareta Imhoff, 1860.

Das war der erste Schritt aufwärts. Bald wuchsen meine Äcker am Hotter; ich hatte bald in Fibisch, bald in Altringen neuen Grund erworben, so daß ich in zwei Jahrzehnten meinen Besitz verdoppeln konnte.

Ich wurde ein Besessener des Grundes. Jede Scholle kannte ich, jeden Weg, Pfad und Strauch; jedes Unkraut wurde mir vertraut. Da fuhr ich Tag für Tag ins Feld, schöpfte aus der duftenden Reinheit, aus dem unerschöpflichen Reichtum, der hier wie aus Gottes Händen in die Furchen fließt.

Ich war angesehen im ganzen Gau.

In Blumenthal wurde ich zum Ortsrichter gewählt und bekam somit Einfluß in alle Angelegenheiten, die die Bauernschaft etwas angingen, ihren Fortschritt fördern oder hemmen konnten. Mit Begeisterung arbeitete ich auch in der Gemeindestube; aber sobald ich loskam, flog ich mit allen Fasern und Fibern dem Winde nach, der unsre Saaten so kraus kämmte und die goldenen Ährenfelder so kosend im Abendlicht wiegte.

Das waren Zeiten, mein junger Jergl, die nie mehr zurückkehren. Das Rad des Schicksals schlägt im Rennen niemals zurück, und wer sich nicht an den Glücksspeichen festhalten kann, fällt weit hinweg in den Dammgraben.

Zwei Kinder hatte ich. Die Liesl und den Franz. Seiner mußt du dich noch erinnern; er war etwa um zehn Jahre älter als du."

Die Dämmerung kleidete sich schon ganz düster um; das Dunkel der endlosen Fluren schlich grau durch die Gassen und drang netzespinnend in die Schenke herein, deren Decke jetzt wie eine schwere Wolke auf dem fuseldurchtränkten Dunst- und Rauchmeer schwebte. Einige neue Gäste kamen herein, grüßten einsilbig, indes sie die breite Hutkrempe sachte mit einem steilen Finger berührten, und saßen dann in sich versunken hinter ihren schlanken Branntweinfläschchen, in denen der gelbe Racki wie wehmütig im fahlen Lichte glomm und selbst zu brennen und zu rauchen schien, der kranken Dochtlampe gleich.

„Der Franz wuchs heran", fuhr der Hornbauer fort, „hatte aber gar nichts von der fanatischen Erdanbetung in sich, die mich immer so sehr beglückte. Er war mehr ein Bücherwurm. Blaß und zwinkernd saß er hinter seinen Heften und Büchern, und kein Sonnenschein, kein Frühlingsrausch, kein Sommergold, kein Herbstwind und kein Winterbild konnte ihn auf das Feld, zur lieben Scholle locken, woran doch einzig allein des Bauern Herz hängt.

So wurde er ein Studiosus. Sehr hoch brachte er es ja nicht, aber einen guten Durchschnittsmenschen gab er doch her. Er wurde Notar und bekam auch bald einen Posten.

Dann heiratete er. Mir träumte damals Nächte hindurch von riesigen schwarzen Schwaben, die meinen Hof gleich Raben umschwärmten.

Seine Frau war eine fremdrassige, eitle, gefallsüchtige, nimmersatte und obendrauf noch untreue Person. Sie wurde sein und unser aller Verderben. Mein Franz, der früher die Ehrsamkeit und Pflichttreue selbst gewesen, begann einigemal aus der Gemeindekasse Geld zu entwenden.

Das erstemal zaghaft, scheu und wenig. Dann aber immer selbstverständlicher, sicherer, fast fachmännisch, und viel, ja, sehr viel. Bald kam die erste Untersuchung.

Eine Drahtschrift: Vater, dringend soundsoviel zu überweisen.

Ich tat es.

Franz wurde versetzt. Eine Zeitlang ging es glatt.

Dann kam die alte Leidenschaft über ihn, die aus dem Drängen seiner eitlen

Frau nach Tand und Glanz von selbst entstand. Ich mußte immer wieder an den Karren dran, um ihn aus dem lehmigen, schmutzigen Gleise herauszudrücken. Das ging so ein halbes dutzendmal. Franz wanderte das ganze Komitat hindurch, immer auf niedrigeren Posten.

Seine Frau trieb es immer ärger und unverschämter. Sie bekamen auch zwei arme, bleichsüchtige, durchsichtige Mädchen. Bald aber begann die Frau nach Nebengeleisen zu rutschen; der Zank, die Eifersucht, die wahrste Höllenluft nahm Quartier bei ihnen. Franz verlangte immer mehr Geld von mir. Es war seiner Ausrede nach stets Ehrensache.

Ich belastete schon das halbe Gut.

Dann kam das Ärgste. Franz bekam keinen Posten mehr; nur als Stundenschreiber, als armen Tintenklecser stellte ihn ein öffentlicher Notar von Billed an.

Ich war gerade in einem Wickenstück, drei Sensen schwangen durch die zartgrünen Wogen und nur mehr zwei Mahdenbreiten hatten wir zurück, als mich ein Nachbarssohn nach Hause rief.

Zu Hause führten sie meinen Sohn gekettet durch das Dorf. Er hatte sich an den Geldern seines Brotgebers vergriffen. Ich mußte ihn loskaufen mit einem großen Teil des restlichen Vermögens. So wurde er wieder frei.

Aber nun ging es sturzweise abwärts. Seine Frau ging mit dem Buchhalter einer Ziegelei durch. Die Kinder standen krank, mit bloßem Kopf und nackten Füßen auf der Straße. Die nahm ich nun zu mir. Die Scheidung und sonstige heikle Fragen, das Streben, die rasselnden Ketten zu sprengen, die sich immer schwerer an den Franz anschmiedeten, kosteten mich den morschen Stumpfen meines einst stolzen Besitzes, und zuguterletzt versteigerte man noch das breite, weißgiebelige Großbauernhaus.

Ja, mein junger Freund, ich mußte meine Liebe zur Scholle, meine ererbte Begeisterung für den schönsten Stand hingeben, ich mußte mein Herz aus dem Busen herausreißen und es den schuftigen Trödlern und Maklern vor die Füße werfen.

Ich war nun kein Bauer mehr! Ich wurde der Scholle entrissen, gewaltsam, grausam. Der kleine Rest, den ich retten konnte, und der hauptsächlich aus Guthaben bei andern Bauern bestand, reichte armselig aus, mir im Schatten meines alten, großen Hauses eine kleine Kate zu erwerben.

Dort, im dämmrigen Schatten meines alten Fleißes, meiner schönsten Lebenszeit, verbringe ich seither mein kärgliches, lumpiges Einsiedlerleben."

Draußen verschwamm nun alles, Häuser, Bäume, die breite Straße und die einhergehenden Menschen, in dem flutenden, dunklen Schacht der hereingebrochenen Nacht. Nur das klägliche gelbe Licht der Öllampe warf sich gierig durch die staubigen Türscheiben ins Dunkel und umarmte draußen die klaffenden Schatten mit alternden, zittrigen Händen. Dann und wann huschten fahl beleuchtete Menschen durch den schmalen Lichtstreifen mit Blumen und Tannenreisig in den Weidenkörben, die sie auf den Gottesacker trugen.

„So wie diese Leute", sagte der Hornbauer düster ins starre Dunkel schweifend, „Blumen auf ihre Gräber tragen, so könnte ich wüste Flüche auf das meines Sohnes ausschütten. Aber ich will nicht richten; ich will mich nur erleichtern, ich will dir, Jergl Heilmann, nur beichten; wenigstens du sollst mich nicht mehr so scheu und furchtsam und fremd anblicken.

Der Franz kam immer häufiger heim, immer zerschlissener, zerlumpter. Er geriet in schlechte Gesellschaft, trieb sich mit notorischen Einbrechern und Erzgaunern in den dampfenden, lichtscheuen Kaschemmen umher, schrak auch nicht vor gemeinen Diebstählen zurück. Nicht nur einmal kam er mit klirrenden Fesseln an den abgemagerten Handgelenken, verzweifelt, zerschlagen, mit Schrund und Wund bedeckt in meine arme Hausung. Sogar diesem armseligen Fleck Erde raubte er den Frieden, auch hierher verpflanzte er die Sünde und die Schande.

Ich selbst, um den schwarzen, drohenden Flügelschlägen des Schicksals auszuweichen, griff immer öfter und gieriger nach dem betäubenden, sinnberaubenden Trunkbecher. Mancher gute Vorsatz, mancher edle Willensdrang rann mir an der immer trockenen Gurgel hinunter. Ich war nun mehr betrunken als nüchtern.

Langsam, langsam fraß sich dem Franz in die zermürbten Lungen, ins wässerige,

fuselgebadete Blut, in die schlaffen, ausgepumpten Nervenknoten und Muskelstränge die arge, bösartige, heimtückische, zähe zehrende Schwindsucht. Er wurde bald so menschenunähnlich wie ein Gerippe. Sein Gang war wankend, wackelig, die Augen glänzten in dem eigentümlich schwärmerischen Feuer der Tuberkulösen, und jäh wechselten darin die dunklen Totenvögel teilnahmslosen, starren und matten Blödsinns mit denen des stürmischen Draufgängertums. Häufig wandelte er im Säuferwahnsinn umher.

Er verfiel ganz dem Vagabundentum und wurde ein Landstreicher übelster Sorte. Seine kleinen Mädel gab ich ins Waisenhaus, da weder ihr Vater noch ich für ihr leibliches und seelisches Wohl sorgen konnten.

An einem feuchten, lungenwürgenden Novembertag, jetzt werden es gerade fünf Jahre sein, fand man den Franz oben auf einem meiner früheren Äcker in einer trüben Blutlache tot auf. Ein jäher Blutsturz hatte ihm den letzten schwachen Funken Lebens geraubt.

Seither taumele ich aus einem Rausch in den andren, ducke mich allabendlich aus meiner Hütte hinaus, daß mich der schwere dunkle Schatten des hochgiebeligen Nachbarhauses nicht erdrücke, und begebe mich schleichend in diese Schenke."

Da leerte er rasch sein Glas aus und rief der Wirtin zu: „Nicht wahr, Nani, damals lebte dein Jakob noch! Ich erinnre mich gut, es wuchs ihm die erste birngroße Talgdrüse am Schädel heraus, der dann noch fünf folgten. Gib noch ein Dezi!"

Und indem er einen guten Schluck von dem kratzenden Fusel nahm, sagte er mit bebender, versagender Stimme: „Da, mein junger Freund, nur da fühle ich mich noch wohl. Stiere vor mich hin, stöbere mein Schicksal tausendmal und aber tausendmal durcheinander. Ich war des öfteren schon der Verzweiflung nah; sah ich aber dann wieder einen Jungen stolz und mit der Peitsche knallend vom Ackern oder vom Säen heimfahren, dann lebte meine alte Schollenliebe wieder mächtig auf und gab mir die Freude am Dasein wieder zurück!"

Der alte, müde, gebeugte Mann schlug die kalte Pfeife aus und warf die sinternde Asche in den irdenen Behälter.

„Schau, diese Schale gaukelt mich immer wie eine geöffnete Hand an und sagt grinsend: Alter Hornbauer, nicht einmal so viel Hoffnung blieb dir, als Asche in meinem engen Becken glimmt. Nichts mehr blieb mir, kein Tageslicht, kein Krumenrücken, kein Zittergrashalm, nur das uferlose fahle Düster da draußen.

Stand auf, berührte meine Schultern, wie Dank sagend, und wankte wortlos, verschlossen, mit verdüsterter Miene in die ihn gierig verschlingende Nacht hinaus.

Ich kam mir vor wie ein Priester, der einem armen Sünder eine große, drückende Last abnahm. Rasch sprang ich auf und ging dem Alten nach, um ihm einige Trostworte mitzugeben. Aber dann fuhr es mir durch den Sinn, daß dem ein jedes weitere Wort die verkrusteten Wunden von neuem aufrisse, und beschwichtigte mich.

Die Holztreppe ächzte wie unter vieler Männer Schritten, als ich die rauchverhängte Schenke verließ, trug ich doch das schwere Schicksal eines Bauernhofes in mir.

Als ich aus dem gelben Lichtbündel der Schenke in die schwarzdichte Gasse trat, schaute ich unwillkürlich zur Kate des Hornbauers hinauf.

Die breite Häuserzeile stand lichtatmend wie in einem schwarzen Höhlenschacht. Der hohe, weiße Giebel des Großbauernhauses drang tastend und mit gebieterischer Gebärde durch den Schattenblock; nur die blinden Fensterluken an der schmalen Wandbrust daneben gähnten still und verlassen in die flutende Nacht hinein.

Der Bienenvater

Ein Bienenvater in Masuren,
der sehr an seinen „Goldchen" hing,
sprach, als es nun ans Sterben ging:
„Weib, noch einmal die Bienen bring!"

Schon brachten alle, die den Wunsch erfuhren,
Weib, Knecht, Magd, Kind, die Bienenkästen an.
Da lächelte im Totenbett beglückt der Alte,
als sich der engen Kammer dumpfe Krankenluft
erfüllte süß mit lindem Honigduft
und wie gewohnt zu singen er begann
das Wiegenlied, das ihm dereinst die Amme
— bald hundert Jahre ist es her! — gesungen.
Gewiß, es war nur noch ein zärtlich Brummen,
das mit der matt flackernden Lebensflamme
zuckend von fiebertrocknen Lippen kam.
Die Bienen aber kannten's. Und sie summen
hervor aus abertausend Waben voller Lust!
Auf Stirn und Hand und Schopf und Brust
saß bald die eine, bald die andre Imme
und koste ihn mit leisestem Vibrieren.
Keine stach zu. Die alte Haut
war ja ihr Vaterland. Die brüch'ge Stimme
sang — ließ sie letzte Liebe spüren —
noch immer jenes alte Wiegenlied;
das Auge, das schon bricht,
die Bienen fröhlich fliegen sieht
durch die Allee zum Walde Schwarm um Schwarm.
Das letzte Beten aber war ein Stammeln:

„O Herrgott droben, meiner dich erbarm',
du mußt statt Engel Bienen um mich sammeln,
wenn mir dein Himmel soll behagen —
Bienen und blühnde Linden an Hochsommertagen!"
So schlief er ein. Der Bienen dunkler Schleier
umgaukelt ihn zu froher Totenfeier,
in ihrem Flügelbeben noch verschwebt
das Lied, das er so oft gesungen ihnen,
als er mit ihnen, nur für sie gelebt.

Noch immer sangen in der Kammer sanft die Bienen,
als trügen sie des Alten letztes lockend Brummen
in ihrem glückvergnügten Flügelsummen.

Alfred Hein



Der Bienenvater
Aufnahme von Hilde Brinckmann-Schröder

Das Tartlauer Gebot

Erzählung von Hans Christoph Kaergel

Es hat mich auch hier in Tartlau am Sonntagsmorgen das gleiche, wunderbare Erschauern in die Kirchenburg getrieben, wie überall in Siebenbürgen. Wie aus Holz geschnitzt sitzen die Männer in ihren Stühlen ein wenig gelassen an die Rückenlehne gedrückt und bewegen sich kaum. Auf der Frauenseite aber blüht es auch hier wieder in der Überfülle der Farben, nur daß auf den bunten Gewändern noch der seltsame Farbenglanz der gelb, rot und violett gefärbten gotischen Kirchenwölbung fällt. Auch die Frauengesichter werden unter den mächtigen Hauben alle gleich. Man sieht kein einzelnes Gesicht. Immer blickt man über ein ganzes Dorf, über eine Gemeinschaft.

Plötzlich aber erkenne ich in der sechsten Reihe das Gesicht einer merkwürdigen Frau. Sie ist die einzige, die nicht in ihr Gesangbuch blickt, deren Lippen sich nicht bewegen. Sie hat ihren Kopf erhoben und sieht über die Frauen hinweg, über die Bankreihen der Männer und ihr Blick verliert sich in der Ferne. Die Augen träumen nicht, sie müssen in der Weite etwas erkennen. Ich verfolge ihren Blick, aber er findet an der grell bemalten Kirchenmauer sein Ende. Kein Fenster läßt ihn weiter hinaus, kein Bild nimmt ihn gefangen, kein Spruch fordert ihn heraus. Es ist nichts als eine leere Wand, der der Blick der Frau gilt. Wenn auch die Siebenbürger Tracht hier alle Gesichter gleich macht, in dem Angesicht dieser Frau lebt etwas, was über den anderen Frauen steht. Ich komme von dem fast männlichen Gesicht dieser Frau nicht mehr los. Ich höre nicht, was über mir der deutsche Pfarrer spricht, ich weiß nur, daß hinten in der sechsten Reihe die Frau ebensowenig darauf hört und dennoch nicht schläft. Sie muß irgendwoher einen anderen Anruf vernehmen. In ihrem Gesicht arbeitet es unaufhörlich. Es starrt nicht etwa ins Weite, nein, es gibt wie auf Fragen Antwort und scheint selber wieder Fragen zu stellen. Die Stirn faltet sich zu einem strengen Blick und glättet sich wieder, der Mund spitzt sich zu und manchmal beißen schneeweiße Zähne auf die Unterlippe. Das viel zu breite, eckige Kinn bewegt sich als mahlten die Zähne noch an einem mitgebrachten Frühstück. Die Nase ist spitz und ein wenig zu kräftig gebogen. Nein, schön ist diese Frau nicht und dennoch muß ich sie unverwandt anschauen. Da kommt der Pfarrer zum Segen. Sie steht mit auf und ich war nicht verwundert, daß sie die größte unter den Frauen ist. —

Noch klang die alte Orgel aus dem Kircheninnern. Ich stand mit meinem Freunde, einem eingewanderten deutschen Kaufmann aus Kronstadt, unter dem mächtigen Torbogen, der die einstige Zugbrücke überdeckt. Hier wartete ich jetzt auf die große, männliche Frau. „Die ist es". „Ach so, antwortete mir der Freund, Du hast die „Witwe Möckisch" gemeint. Das hätte ich bald wissen sollen. Es hat schon seine Richtigkeit. Das ist eine besondere Frau. Man möchte Mitleid mit ihr haben, aber sie erträgt es nicht. Man möchte glauben, das bringe kaum eine Frau übers Herz und dennoch trägt sie das als das Selbstverständlichste. Sie nimmt es auf, wie sich andere einen Rucksack überwerfen, der zu schwer ist und sie zu Boden drückt. Aber sie trägt. Wenn du noch ein Stück mit hinausgehst, erzähle ich Dir die Geschichte. Sie ist nicht geheimnisvoll und mag die Welt nicht erschüttern. Es ist nur ein

Frauenschicksal, weißt du, von dem die Welt ohnehin nicht viel Aufsehen macht, auch wenn es noch so stark uns packt. Sieh einmal, wie in den wenigen Morgenstunden sich die Welt hier verändert hat. Vorhin schauten wir nur das Licht über dem Nebel. Und nun ist es um uns. Ich fahre darum so gern in das Burzenland hinaus, um diesen Anblick zu haben. Was die Menschen dabei treiben, ist mir dabei so gleichgültig, daß ich sie ganz vergesse. Aber hier, jenseits der Häuser bleibe ich stehen und fliehe mit meiner Sehnsucht in die Ferne. Es ist so, als ob mir der Himmel die Heimat wie in einer Fata morgana zeigen wollte. Dabei steht dort drüben alles wahrhaftig in die Wolken erhoben aufgebaut. Das könnte das Riesengebirge sein, von dem mir der verlorengegangene Freund erzählte. Ich denke wieder mehr an meine bayrische Hochlandheimat, wenn von fern her die Zinken und Zacken des Allgäus grüßen. Ich mache mir nichts vor. Die Fogarischen Berge und das Ruzau-Gebirge links — unsere Ostkarpathen — sind deutsche Berge wie daheim, auch wenn sie späterhin fremdklingende Namen bekommen haben. Ich sehe noch den Königsstein, ich sehe die Zinne bei Kronstadt drüben. Ich rufe sie mit deutschen Namen an und sie hören mich. Doch, ich bin jetzt abgekommen.

Bleiben wir hier stehen. Die Sonne kommt schon warm herauf, auch wenn die Berggipfel noch im ewigen Schnee stehen. Vielleicht kann man zählen. Ich wußte nicht, wo ich sie dir sonst anvertrauen sollte."

Und so erfuhr ich in der Ebene des Burzenlandes im Angesicht der ewigen Berge das Schicksal der Witfrau Möckisch. Es ist eben doch gut, daß ich es hier erzähle. Sie ist eben auf einem hochräderigen Brettwagen an uns vorbei nach Kronstadt gefahren. Sie selbst hielt die Zügel. Drei Kinder lärmten neben ihr. Ich sehe in der langen, deutschen Häuserzeile noch den Giebel ihres Gehöftes. Es ist nicht größer und nicht kleiner als die anderen siebenbürgischen Bauerngehöfte. Es reiht sich in die Gemeinschaft der gelbbraun getünchten deutschen Dorfhäuser ein und läßt die Kette hier geschlossen, während auf der anderen Seite die blauen rumänischen Häuser ein wenig üppig aussehen, aber vereinzelt und fast fremd an der Dorfstraße stehen. Sie kommen gegen die geschlossene Häuserfront der Bauernhäuser zu Tartlau nicht auf. Und wenn die Bauern Sonntags in ihre Burg gehen, es ist zwar eine Kirche, aber sie ist immer Schutz und Trutzburg gewesen und sie glauben, sie müßte es in der Gegenwart erst recht sein, — zeigen sie verächtlich auf ein schmuckloses großes Schulgebäude, das für die fremden Kinder errichtet wurde, obwohl daneben die ewige Trutzburg der Deutschen schon 800 Jahre stand hält. So dick wie die Mauern der Kirchenburg sind die Mauern ihres Herzens, die niemand in 800 Jahren überrannt hat und keiner in Zukunft umwerfen wird. Das hat die Witfrau Möckisch auch bewiesen. Da ist weiter nichts dabei. Das gehört sich für einen Tartlauer, auch wenn es nur ein Weib ist. Christina Möckisch hat ihres Vaters Hof als die Älteste übernommen und hätte ihn wohl auch ohne Mann gehalten, denn sie war stark genug. Aber der rechte war doch in dem Michelsberger Antonius Möckisch gekommen und sie hatte ihn auf den Hof genommen. Nach dem ersten Kinde kam der Krieg und Antonius Möckisch blieb bald darauf in Ostgalizien, wohin er mit seinem ungarischen Regiment verschlagen war. Das war hart, aber es erging in Tartlau anderen Frauen ebenso. Sie hieß von diesem Tage an die „Witfrau Möckisch" und ihr Hof, der solange der Schunnhof war, wurde der Möckischhof. Das blieb auch noch im letzten Kriegsjahre, als längst ein deutscher Soldat aus Schlesien nach Tartlau zur Erntehilfe abkommandiert war und neben der Witfrau Möckisch aufs Feld fuhr und in breiten Schwaden die übervollen Ähren mähte, die Garben auf den Wagen hob und wieder einfuhr. Der Deutsche, der bald darauf die schwarze, saftige Erde wieder umwarf und fast das Doppelte schuf, was ihre beiden gesunden starken Arme sonst zuwege brachten. Sie hütete sich, den langaufgeschossenen Menschen länger als einen Augenblick anzusehen. Das geschah nur, wenn niemand ihren Blick verfolgen konnte. Dann konnte sie gegen ihre Ge-

wohnheit die unruhigen Hände in den Schoß legen und zusehen. Sie schämte sich anfangs und mußte doch immer wieder Vergleiche ziehen. Sie hatte den gefallenen Antonius Möckisch auch nur genommen, wie Mädchen hier ihre Männer bekommen. Sie fallen ihnen zu, weil sie für sie bestimmt sind. Und wenn sie gut für den Hof sind, für die Erde, dann sind sie es auch für den Menschen. Es wird nicht viel von Liebe gesprochen, es gehört zum Leben, daß man einem ordentlichen Mann Kinder gebiert. Aber bei diesem langen Deutschen aus dem Reich hatte sie noch nie gefragt, ob er ein ordentlicher Mensch sei, aus einem guten Hofe stamme, ob er Weib und Kinder habe und Eltern.

Das bekümmerte sie nicht einen Augenblick. Er gehörte jetzt, morgen und übermorgen zu ihr und, nein, sie wagte es nicht zu Ende zu denken, denn sie liebte ihn ja. Sie liebte diesen großen Menschen, der für sie arbeiten konnte und kaum die Müdigkeit kannte. Wenn er nach dem Feierabend ihrem Mädchen Kinderlieder vorsang, war eine andere Welt im Hause. Er sang wie ein Herr aus der Stadt mit wohlgeformten Worten und glockenrein. Er gehörte aufs Kirchenchor. Und die Geschichten, die er wußte, waren tausendmal schöner als die, die ihr Lehrer in der Schule erzählte. Vielleicht bildete sie sich das auch nur ein, weil sie ihr Herz nicht mehr in der Gewalt hatte. Sie mied es, ihn nach der Herkunft zu fragen. Warum sollte sie ihn auch fragen, er wußte es ohnehin bald, wie es um sie stand. Gerade, weil sie ihm aus dem Wege ging, weil sie sich mühte ihn kurz abzufertigen, ihm nur mit wenigen scheuen Worten zu erwidern, achtete er mehr und mehr auf die verschlossene Frau. Er merkte das leiseste Zittern ihrer Hände, wenn sie ihm den Suppenteller herüberreichte und fühlte, wie sie zusammenzuckte, wenn er einmal unbedacht an ihre bloßen Arme kam. Er fühlte, ihr Blick hing an seinem Rücken und er spürte, daß sie ihn keinen Schritt allein gehen ließ. Und er sann dem sonderbaren Leben nach. Er war hier wieder Bauer geworden wie der Vater in Gotschdorf, im schlesischen Riesengebirge, obwohl er doch der Mutter zuliebe Lehrer geworden war. Er dachte an seine letzte Lehrerstelle zu Schmiedeberg. Er machte sich ein Bild von diesem und jenem jungen Mädchen, mit dem er in Schuberts Hotel getanzt hatte. Er las einen Brief aus der Heimat und freute sich über alles, was er von ihr hörte. Und doch, wenn er hinter dieser Frau herging, mußte er ihr folgen wie ein Kind der Mutter folgt. Sie war gleichaltrig mit ihm und doch erschien es ihm, als sei sie in ihrem Leid reifer und älter. Er dachte es einmal vor sich hin, daß sie wie diese Erde sei, so unermessen weit und dennoch so nah und wartend.

Die Oktobertage 1918 kamen heran. Es hieß schon, daß die Rumänen in der Gemeinde sich rührten und einen Antrag auf die Vergebung des Bürgermeisterpostens eingebracht hatten, die deutschen Soldaten sollten am Wochenende wieder abrücken. Es stünde schlimm in der Welt. Da riß er sie stumm an sich und sie ließ es willig geschehen. Dann ist er nicht mehr zur Truppe gekommen. Er wurde von einer heimkehrenden Kolonne mitgenommen. Als er auf diesem Marsch nach Tartlau kam, verließ er die Truppe. Nach vielen Wochen tauchte auf dem Hofe der Witwe Möckisch der Deutsche wieder auf. Aber niemand kümmerte sich mehr um ihn. Er war in aller Stille mit der Witfrau Möckisch getraut worden. Der rumänische Gemeidevorsteher vermochte es darum nicht, ihn den Behörden auszuliefern. Er galt jetzt als ein Tartlauer Bürger. Es gab auch andere Sorgen in dieser Zeit.

Die Witfrau Möckisch hätte nun eigentlich den Namen ihres Mannes führen sollen und sich Frau Menzel rufen lassen müssen. Aber der schlesische Namen Menzel war in Siebenbürgen ungewöhnlich. Sie blieb die Witfrau Möckisch. Ging sie mit ihrem Mann mit einem Kind zur Taufe hieß es: „Die Witfrau Möckisch mit ihrem Mann!"

Die Zeiten änderten sich auch nicht in Siebenbürgen. Alle Jahre wurde es wieder Frühling und allzufrüh fiel der Winter in den goldenen Herbst. Warum sollte die Witfrau Möckisch nicht das bleiben, was sie immer war? Es war

zu viel Segen mit dem Manne aus dem Reiche nach Tartlau gekommen. Er konnte bald gut rumänisch sprechen und verstand sich gut mit dem Staatsvolk im Dorf. Drei Kinder zogen mittlerweile mit aufs Feld hinaus. Zwei Jungen und das Möckisch-Mädel. Bald waren es vier und die Witfrau Möckisch hantierte immer fröhlicher durchs Haus, je mehr es wurden. Bis zu dem Tage hin, der ihr großer Tag werden sollte, den niemand unter den Fraun und Müttern begreifen konnte, der nur von den Männern als das Natürlichste angesehen wurde.

Der gute Reinhard Menzel konnte es auf die Dauer wohl doch nicht verbergen, daß er es auch um die Jugend gut verstand. Es war schnell von Haus zu Haus getragen worden, daß er in Wahrheit kein rechter Bauer wäre, nur ein Bauernsohn, daß er aber im Reich ein guter Lehrer gewesen wäre. Und da in Tartlau ein Lehrer die Kinder unterwies, der es unendlich gut mit den Kindern meinte, sie aber nicht zusammenraffen konnte, nicht mit ihnen turnen und springen durfte, weil er eine zu schwache Lunge besaß, so brachte man die Jungen und die Schulentlassenen zum Bauern Menzel. Das war eine Lust in Tartlau. Sie marschierten bald, wie sie sicher im Reich nicht besser marschieren konnten. Nur die Witfrau Möckisch war nicht froh dabei. Sie fürchtete sich vor jeder Turn- und Wanderstunde und wußte nicht warum. Bis sie es grausam genug erfuhr. Ihr Mann war von irgend einem feigen Lumpen verdächtigt worden. Er sollte die Tartlauer aufgewiegelt haben und sie für das so weite, unerreichbare deutsche Reich gewonnen haben. Eines Tages lag der Ausweisungsbefehl auf dem Tisch. Fürs erste nahm sie den Papierfetzen zu sich und fuhr nach Kronstadt. Sie steckte sich Geld ein und hieb zuversichtlich in die Pferde ein. Ja, sie ließ sogar bei einem befreundeten Gastwirt Pferd und Wagen und fuhr am Abend noch nach Bukarest, um am Morgen in einem Ministerium Gerechtigkeit zu erlangen. Dann kam sie heim und ging stumm an die Arbeit. Sie wartete auf die Post, aber der Briefträger brachte ihr keine Nachricht. Sie lief durchs Haus, riß nacheinander die Kinder an sich und drückte sie ungewöhnlich an ihr Herz. Sie schrie nicht auf. Gottlob, die Hand des Mannes griff nach ihr. Er war bei ihr, morgen, übermorgen und noch eine lange Woche. Und dann kam dennoch der Abend. Sie saßen ganz allein am Tisch. Alles war hundertmal bedacht worden. Alle Freunde waren gekommen. Morgen müßte es dem Amt angezeigt werden, daß der Hof zu verkaufen wäre. Denn es steht ja schon in der Bibel, daß die Frau zum Manne gehöre. Sie gedachte des heiligen Eides. Es war alles in der Ordnung. Er würde morgen ins Reich hinaus fahren und sie würde ihm folgen, irgendwohin, und wenn es in Elend und Not wäre. Denn sie gehörte ihm. Sie liebte ihn vielleicht mehr als die eigenen Kinder. Es gab nichts mehr zu bereden. Wenn nur der Tag niemals käme, wenn es ewig Nacht bliebe. Aber wenn sie vom Tische aufstand, in den Stall ging und über den Hof schritt, auf die weiten Felder hinaussah und den Blick zu den Bergen erhob, dann fielen ihre Arme schlaff herab, dann ging es nicht. Sie hörte ihren Vater, die Mutter, Vaters Vater sprechen und vernahm die Worte aus der Kirchenburg, die heiliger waren als ein Bibelwort. Sie erinnerte sich an das letzte Gespräch mit dem Lehrer: „Ein Tartlauer kann Vater und Mutter verlieren, aber die Erde nicht!" hat er gesagt. Ach, sie wissen alle, was sie tun soll, aber keiner würde es können. Und doch ist ihr der Schrecken in alle Glieder gefahren als sie gestern noch hörte, daß ein Rumäne im Dorf sie alle überbieten würde. Dann käme der deutsche Hof in fremde Hände. Vielleicht wollte es Gott so. Aber das stimmte auch nicht. Gott hatte in Tartlau noch nie etwas gefordert, was gegen die Deutschen von Tartlau gewesen wäre. Er hörte doch nur auf deutsch und niemand würde es wagen in der Burg anders zu beten als deutsch. Die Kinder freuten sich schon auf die Fahrt, auf das große, neue Vaterland. Und sie hatte noch immer nicht das entscheidende Wort gesprochen. Jetzt saßen sie ganz allein am Tisch. Niemand hörte ihnen zu, nur Gott. Jetzt konnten sie sich

einander nicht mehr verstecken. Sie hatten das Licht gelöscht und sahen sich doch. Sie sahen sich bis ins Herz hinein. Auf einmal schlug der Kopf des Mannes schwer auf die Tischplatte. Die Frau sprang zu ihm, riß seinen Kopf hoch: „Was hast?" — „Ich muß allein gehen!" — „Es ist nicht wahr, ich gehe mit dir!" — „Du kannst nicht. — „Zu dir gehöre ich in alle Ewigkeit!" — „Und du bleibst doch hier — „Quäl mich nicht länger." — „Ich weiß alles, du kannst nicht mit mir gehen. Die anderen." — „Was gehen mich die anderen an?" — Die anderen meinen, es hätte noch kein anständiger Mensch hier den Boden aufgegeben. Der Hof aber ist Dein, Weib!" Da fühlte er, wie sich die Hände von ihm lösten, wie sie auf den Tisch schlugen und wie zum erstenmal in ihrem Leben die Frau weinte, wie er nie einen Menschen weinen sah.

Hernach war sie wieder die Witfrau Möckisch in Tartlau mit vier Kindern.

Aber es kam kein Mann mehr auf den Hof. Mit den Kindern bestellte sie die Felder und nahm es fast ohne Dank hin, daß die Nachbaren den Acker furchten und die Ernte einfuhren. Nur um die Weihnachtszeit bat sie eine Frau ins Haus, die Hof, Kinder und Vieh hüten mußte. Dann war sie mit einem Male aus dem Dorfe verschwunden. Jeder wußte, daß sie nach Deutschland geflohen war und daß sie im selben Jahr wieder einem Kind das Leben schenken würde. Sie saß dann hoch aufgerichtet in der Kirchenbank und schaute ins Weite. Und ganz Tartlau wußte, wohin sie blickte. Sie hatte es nur einmal gesagt, aber das Wort war weiter gegeben worden, von Mund zu Mund, von Gehöft zu Gehöft. „Für uns hat der Herrgott ein neues Gebot aufgesetzt, das also heißt: Drum wird einer eher Vater und Mutter, Geliebten und Kinder aufgeben, ehe er seine Erde läßt." Aber leicht mag es nicht sein, das ganze Jahr über lacht die Witfrau nicht.

Nur einmal sieht man ein Lächeln im Gesicht. Wenn es weihnachtet, wenn sie die Kinder verläßt, wenn sie nach Kronstadt fährt, um in die Welt hinaus zu kommen.

Das war das Schicksal der merkwürdigen Frau.

„Und wie wird es zu Ende gehen?"

„Nie. Denn er wird kaum hierherkommen dürfen. Und wenn er käme, die Erde wäre nicht sein.

„Aber sie lieben sich doch!"

„Es gibt Sterne, lieber Freund, die nur einmal im Jahre sichtbar werden. Sie leuchten ebenso hell wie die anderen. Das ist alles, was ich weiß!"

Wir wandern dem Dorfe zu und fuhren nach Kronstadt zurück.

Blumen und Speck

Erzählung von Ottfried Graf Finckenstein

Was ist denn geschehen?

Warum geht der Förster Jakubschik am Sonntagmorgen so früh in den Wald? Er ist doch ein alter Mann, und die Zeit ist auch vorbei, wo man das Revier nicht einen Augenblick allein lassen konnte. Aber so ist das wohl mit den alten Menschen: wenn die Hitze erst einmal den Körper verlassen hat, kommt die Unruhe in die Knochen....

Der Förster Jakubschik bleibt vor der Tür stehen und zieht die Luft ein. Ja wirklich, er wittert wie ein Stück Wild. Dann schüttelt er den Kopf. Gott allein weiß, was er an dieser würzigen Frühluft auszusetzen hat. Sie ist so rein wie das Lächeln eines jungen Mädchens vor der Einsegnung, und dabei so kräftig, wie die Triebe der Kiefernschonung.

Aber alte Menschen schleppen ja einen ganzen Sack von Erinnerungen mit sich herum, auch wenn sie dabei den Rücken steifzuhalten verstehen wie der Förster Jakubschik. Es ist möglich, daß jener Hauch, der über die Wipfel der Buchen streicht, ihn an einen gewissen Morgen vor vielen Jahren mahnt. Damals trat die Hermine, seine erste Frau, Hand in Hand mit ihm vor die Türe eben dieses Hauses, weil sie es nicht fertig brachte, allein zu bleiben nach der ersten Nacht in dieser Einsamkeit. Frauen sind so sonderbar und sie gehören eigentlich nicht in den Wald, der einem Mann der beste Freund werden kann, für sie aber immer etwas Bedrohliches behält, als sei er nicht von dieser Welt...

Nun ruht die Hermine schon über zwanzig Jahre unter den großen Eichen, und der Förster Jakubschik weiß immer noch nicht, ob es recht war, sie dort zu begraben. Es liegen nur wenige andere auf dem winzigen Waldfriedhof, und im Winter, wenn der Sturm über den großen See heult, ist das Grab manchmal gar nicht zu finden, so sehr hat der Sturm es eingeebnet. Allerdings geht die Martha, des Försters zweite Frau, über tags hin und schaufelt es wieder frei, denn sie weiß, was sie sich schuldig ist. Die zweite Frau lebt immer ein wenig von der Achtung, die sie jener entgegenbringt, die sie doch nie ganz wird ersetzen können.

Die Hermine war zierlich, fast kostbar gewesen, wie ihr seltener Name. Sie war nur zur Freude da, tagsüber und in der Nacht. Um es ehrlich zu erzählen, sie war eigentlich nicht die richtige Frau für einen Förster, der ja nicht nur Beamter ist, sondern auch ein wenig Bauer. Denn vom Gehalt allein hat noch niemand Speck angesetzt in dieser Welt. Hermine war mehr für die Blumen als für den Speck. Doch was kümmert das einen jungen Mann...?

Der Förster Jakubschik ist nun schon eine ganze Strecke Weges in den Morgen gegangen, vorbei an dem Grab der Hermine, über die Wiese hinweg bis zu dem Pirschsteig, der im Schutz des Buchenaufschlags am Rand des Bruches entlang führt. Gleich wird er die große Rüster erreichen, auf deren trockenen Ästen meist der Habicht sitzt. Von dort kann er die ganze Lichtung übersehen, von dort aus schlägt er einem Meteor gleich auf den Schwarzspecht nieder, der mit albernem Geschrei die langsamen Girlanden seines Flugs von einem Rand der Lichtung zum andern windet.

Vor dem Baum bleibt der Förster stehen. Er ist wirklich schon ein alter Mann geworden, besonders seit dem vorletzten Winter, den der Paul nicht mehr überlebte. Dieser Winter war aber auch

zu grausam gewesen! Selbst der alte Nußbaum vor dem Hause hatte sich seiner kalten Macht beugen müssen und war trocken geblieben, obgleich Nußbäume im allgemeinen nach einem Jahr wieder ausschlagen.

Aber Paul hatte nicht allein die zarten Glieder von der Mutter geerbt, auch die Lisbeth ist nach dieser Art geschlagen. Das ist kaum ein Wunder, denn sie ist ja das letzte Andenken, das Hermine ihrem Mann hinterlassen hat. Als sie immer bleicher und immer zarter wurde und zuletzt im Sommer vor dem Herd zu frieren begann, da hatte sie die Lisbeth stets bei sich auf dem Schoß gehalten.

Und wie ungerecht ist doch der Mensch! Nachdem der Förster die zweite Frau genommen hatte, die ganz anders war und mit ihren strammen roten Armen für den Speck zu sorgen begann, da erschien dem alten Mann die Lisbeth wie ein letzter Abglanz aus einer besseren Welt, fast wie ein Vorwurf für die Neue. Es war ja auch keine Liebesheirat mehr gewesen...

Aber was ist eigentlich geschehen? Weshalb wollen dem Förster gerade heute all diese Gedanken nicht aus dem Kopf?

Über die Lichtung her tasten die Strahlen der Sonne, und wenn sie es auch schwer haben, durch das Gestrüpp dieses drahtigen, grauen Vollbarts zu dringen, so spürt der alte Mann doch ihr Streicheln. Ein Mann kann noch so einsam werden, er kann verdorren wie die alte Rüster und überall nur schorfige Rinde zeigen, ganz tot ist er deshalb doch nicht, solange sein Herz noch an etwas Lebendigem hängt.

Ach ja, die Lisbeth! Sie geht durch das Leben wie diese sanfte Morgenluft. Auch sie ist zur Freude da, nur zur Freude, wie so vieles im Leben. Oder wozu ruft wohl der Kuckuck, als wolle er das ganze Bruch wachläuten? Wozu duftet der Faulbaum, dessen Trauben eben erst aufgesprungen sind und so bald wieder abfallen werden? Wozu leuchtet der Löwenzahn, der niemand zunutze blüht, in goldenen Tupfen auf der Wiese, daß die Sonne darin wie in blanken Tellern glänzt? Alles nur zur Freude!

Der alte Jakubschik sieht der Lisbeth viel nach. Sie braucht nicht zu arbeiten, er ist schon zufrieden, daß sie da ist. Und er weiß nicht, daß sein Verlangen, sie immer um sich zu haben, zum engen Käfig für das Mädchen wird, das nun auch kein Kind mehr ist. Darauf kommt der einsame Waldläufer nicht, soviel er auch grübelt auf all den Wegen im stillen Schutz der Bäume...

Jetzt hat der Förster den Hut abgenommen. Die Wärme macht müde, weil man sie noch nicht gewohnt ist. Sie legt sich mit freundlichen Träumen auf die Augenlider.

An genau solch einem Tag ist Jakubschik einmal mit der Hermine über diese Lichtung gegangen. Die gleiche schwere und süße Luft umgab sie damals. Fast hatte er die Hermine tragen müssen, sie war ja so zart! Und unter dieser Rüster hatten sie dann geruht...

Wie nahe Tod und Leben sind!

Eben erst sieht der Förster, daß zu seinen Füßen eine geschlagene Taube liegt. Unwillkürlich nimmt er das Gewehr von der Schulter, während er den zerfetzten Körper unter den stahlgrauen Federn untersucht. Der Habicht kann gerade erst abgestrichen sein. Die Taube ist noch ganz warm. Er wird vielleicht wiederkommen. Jakubschik will es abwarten.

Langsam schmilzt der Tau auf den Gräsern. Die Blumen öffnen ihre Kelche und senden lockenden Duft ihrer Staubfäden in alle Welt. Der alte Förster bleibt wie angewachsen unter der Rüster. Seine Gedanken sind wieder bei der Hermine, oder ist es die Lisbeth? Sie sind einander so ähnlich!

Wer ist es denn wirklich, der dort am rechten Rand der Lichtung aus dem Unterholz tritt, dessen zartgrüner Schirm sich gleich wieder schließt? Die Lisbeth kann es nicht sein, wie sollte sie sich so früh von zu Hause fortwagen? Sie schläft gern lange, und der Vater hat nichts dagegen. Aber die Hermine ist doch schon lange tot...? Ganz unheimlich wird es dem alten Herzen unter dem verschwitzten grünen Rock.

Dann tut es plötzlich einen harten Schlag! Der Förster Jakubschik spürt den Schmerz und hebt langsam, wie in Ab-

wehr, die Büchse. Er kneift das linke Auge zu. Aber der Blick, der nun eng und scharf über den schwarzen Lauf zielt, gilt nicht dem Habicht. Der ist noch nicht wiedergekommen.

Über die Wiese schlendert ein Mann. Er geht geradewegs auf die Lisbeth zu. Er ist schlimmer als der Habicht, der irgendeine Taube schlug, von denen es ja genug gibt. Dieser Mann aber — in dem der Förster fast unbewußt den Junglehrer aus Sotainen erkennt — will einem Einsamen das bischen Freude rauben, was seinem alten Leben noch geblieben ist.

Und nun ist der Junglehrer schon bei der Lisbeth, und dann liegen sie sich in den Armen, als könnte es gar nicht anders sein. Gleich darauf verschwinden sie Hand in Hand in der Dickung.

Der Förster Jakubschik läßt die Büchse sinken.

Was ist geschehen?

Wer hat diesen Mann je so unentschlossen gesehen? Jetzt entladet er sein Gewehr und lehnt es an den Baum. Er scheint sehr müde und sinkt an dem Stamm der alten Rüster in sich zusammen.

Ja, was ist geschehen?

Ach, nichts Besonderes, der Frühling ist über das Land gekommen wie jedes Jahr. Aber diesmal hat er sich sechs Wochen verspätet ... und nun ist er mit jener unwiderstehlichen Macht gekommen, wie nur das Leben sie hat! Denn der Frühling kommt ja nicht zur Freude, wenn es auch so aussieht, sondern weil das Leben ihn braucht.

Wer aber hat das Recht, etwas für sich allein zur Freude in dieser Welt zu begehren? Wer darf der ewigen Erneuerung in den Arm fallen?

Die Blumen sind für die Jungen, und der Speck ist für die Alten! Er ist nicht das Schlechteste für kalte, einsame Wintertage!

Die Hochzeit von Seehesten

Erzählung von Kilian Koll

Zu den Zeiten Friedrichs, der sich als Staatsmann wie als Weiberfeind den Beinamen „der Große" verdiente, herrschten zwei Kaiserinnen in ihren Weltreichen. Und da er anfing, sich mit der Österreicherin zu messen, indem er auf sieben Jahre Krieg ins Schlesische einmarschierte, mischte sich auch die Russin in den Streit. Während die Hand des kleinen Preußenkönigs beschäftigt war, die Klinge gegen Maria Theresia zu führen, sandte die Zarin Elisabeth ihre Heere in das von Truppen des Königs entblößte Ostpreußenland, das sie fast ohne Schwertstreich in Besitz nahm.

In jener Zeit lebte in dem Amt Seehesten ein Großbauer namens Michael Baar, der zugleich der Amtmann seines Kreises war. Masuren, seit jeher ein armer und schwach bevölkerter Landstrich, begann sich damals langsam von der Pest und den Mißernten vergangener Jahrzehnte zu erholen. Michael Baar besaß ein gefügiges Weib und drei starke Söhne; außerdem noch einige Töchter, die sich eine nach der andern verheirateten. Er war in seiner rüstigen Manneszeit arbeitsam und geschickt, so daß es ihm gelang, seinen Besitz zu vergrößern. — Weib und Kinder und Gesinde, denen er befahl, unterwarfen sich seinem harten Willen. Als Amtmann kam er weit umher und kaufte für seine beiden jüngeren Söhne im fetten Weizackerland zwei stattliche Höfe samt den dazugehörigen Bauerntöchtern. Gab aber dafür mehr Geld aus, als er entbehren konnte, so daß seine eigene Wirtschaft in Schulden geriet. Seinen Ältesten brauchte Michael für sich selber.

Jedoch als die Preußenwerber die Kunde brachten, daß der König von neuem zu den Waffen gegriffen hatte und abermals um Schlesien rang, da verschwand Michaels ältester Sohn, und nach Jahr und Tag kam die Nachricht, daß er bei Kolin gefallen sei. Der Alte sah nun für seinen eigenen Hof keinen Erben. Doch lebte in seinem Hause noch eine spätgeborene Tochter namens Elisabeth, die er mit leidlicher Liebe aufzog; Michael Baar dachte nur in Söhnen, wie die Bauern und die Könige es tun. Sie war erst sechzehn Jahre alt, knusperfrisch; aber er verlangte noch zu eigenen Lebzeiten den künftigen Bauern auf den Armen zu tragen, und nachdem er sich lebenslang um die Wünsche seiner Nächsten wenig gekümmert hatte, beschloß er in störrischem Sinn die junge Tochter unverzüglich mit einem wohlhabenden Holzhändler namens Preuß zu verheiraten und auf solche Art seinen Hof auch mit neuem Geld zu versorgen. Preuß, ein unmäßig großer und wilder Mann, schon zum zweitenmal verwitwet und fast sechzigjährig, hielt Ausschau nach einer dritten Frau, und daß sie knusperfrisch sei, war in seinen Augen durchaus kein Fehler. Michael kannte ihn von Geschäften und von Zechgelagen, und so kam auch am Schanktisch ein wohlgesetzter, gesiegelter Vertrag zustande, wonach der Holzhändler Preuß mit der Elisabeth Baar die Ehe schließen und mit ihr in Frieden leben werde, der älteste Sohn aus diesem Bund sollte dem Baarschen Bauernhof schon in früher Kindheit zugleich mit einer beträchtlichen Geldsumme zugeführt werden und dort aufwachsen. Und die Hochzeit war in vier Wochen festgesetzt.

Diejenige, um deren Haut und Leben es dabei am meisten ging, wurde am wenigsten nach ihrer Meinung gefragt. Michael hielt der Entsetzten das Schriftstück vor die Nase und erklärte, so sei sein Wille, basta. Das Mädchen wehrte sich mit Tränen der Wut und erreichte mit ihrem Widerstand noch weniger als ihre Mutter, auf deren Bitten die Hochzeit wenigstens hinausgeschoben wurde: auf den zweiten Sonntag im März 1758, an welchem Elisabeth ihr siebzehntes Jahr vollendet hatte.

Doch gab es in der fernen Welt noch jene andere Elisabeth, die große Zarin, deren Faust nun dem frauenfeindlichen Preußenkönig in den unbewehrten Rücken stieß. Erst mit Brand und Gewalttat; und dann, als sie keinen Widerstand fanden, mit schmetternden Hörnern und wehenden Fahnen zogen die russischen Regimenter in das unverteidigte Land. Und so erschien denn über den wintertief eingeschneiten Hügeln der Seen bei Seehesten eine Schwadron Schwarzer Ulanen, angeführt von einem mißmutigen Rittmeister aus Moskau, und trieb die Einwohner vor der Ordenskirche zusammen, deren Turm sich damals wie heute und wie für die Ewigkeit in den masurischen Sandboden stemmt. Der Dezemberschnee stob in schrägen Strichen. Frierend überflog des Rittmeisters Blick die vermummten Bauern und das ärmliche Dorf, als dessen künftige Besatzung die Schwadron für wer weiß wie lange bestimmt war. Dann gab er einem Fähnrich den Befehl, den Erlaß ihrer Majestät der Zarin über die Einverleibung der ostpreußischen Lande und über den demnächst abzulegenden Treueid auf russisch und auf deutsch gehörig zu verlesen. Der Fähnrich stellte sich hin und entrollte das umfangreiche Pergament; nachdem er es in der fremden Sprache beendet hatte, begann er es den erstaunten Dörflern in ein klares, für jedermann verständliches Deutsch zu übertragen. Seine Sprache klang keineswegs hart und ungewohnt, sondern wie die eines Menschen, der zeit seines Lebens mit diesen Lauten redete, und dem schon die Mutter in seiner Wiege so und nicht anders zugeraunt hatte. Die Einwohner des Ortes und Amtes möchten, so erklärte der Fähnrich mit freundlicher Jünglingsstimme, sich weder um Leben noch um Eigentum sorgen, alles bleibe gesichert wie bisher. Eindringlich wies er sie darauf hin, daß alle verborgenen Waffen an die Schwadron abzuliefern seien, und daß niemand den geringsten Widerstand versuchen möge.

Heimlich atmeten die friedfertigen seehestener Bauern auf; sie führten nichts Böses im Sinn, an den Händeln der gekrönten Häupter nahmen sie nur einen leidenden Anteil. Doch wenn die Fremdlinge sich ohne Anmaßung einführten und wenn gar einer der Russen die deutsche Sprache so sanft und fern jedem gröblichen Wort im Munde führte, dann stand zu erwarten, daß es so schlimm nicht werde. Die entlegenen Bauern konnten es nicht wissen, daß jener Fähnrich ein deutscher Balte war, Henning Freiherr von Marquardt genannt, dessen Geschlecht vor manchem Jahrhundert die Sümpfe um Dorpat gerodet hatte, wo es mit allem Land unter die Herrschaft der russischen Krone geraten war. Dieser leistete es nun seit langem schon Lebensdienst, ohne aber sein Deutschtum aufzugeben. Viertgeborener Sohn, diente Henning Marquardt einer fremden Kaiserin in redlicher Armut.

Die Lanzenträger wurden ohne viel Federlesens zu den Bauern ins Quartier gelegt, während der Rittmeister fluchend umherritt, und für sich selber das Beste suchte. Er war schon jetzt entschlossen, in dieser Einöde nur so kurz wie möglich zu bleiben. Am Abend kam er wieder auf das Gehöft des Bauern und Amtmann Michael Baar zurück, warf die Bewohner aus den drei schönsten Stuben hinaus, ließ aus dem ganzen Haus die bequemsten Betten und Möbel hineintragen und nahm seinen Fähnrich als Dolmetsch und als Kartenbruder zu sich ins Quartier.

In der ersten Zeit hielten die Bauern von Seehesten ihre Töchter vor den Augen der Eindringlinge verborgen. Aber da die Mädchen in Hof und Stall arbeiten mußten, so blieb es nicht aus, daß nach einiger Zeit auch Elisabeth Baar den fremden Herren zu Gesichte kam: beiden, dem Rittmeister wie dem Fähnrich. Den Jungen durchfuhr ihr Anblick als ein sanfter Schreck. Der Russe sah Elisabeth am Waschfaß stehen, ging mit spürendem Blick auf sie zu und faßte sie probierend am Kinn und um die Hüften. Daß sie ihm weglief, gefiel ihm. Als er nun in der folgenden Zeit verlangte, daß Elisabeth ihn bediene und den Offizieren das Essen hereintrage, wobei er sich in Gegenwart des Fähnrichs zudringlich benahm; da wollte der alte Michael Baar zur Peitsche greifen. Ihre Mutter aber glaubte klüger zu sein und bat den jungen Marquardt, mit seinem Rittmeister zu reden. Der Fähnrich verbeugte sich geschmeidig vor diesem und erklärte lächelnd, er selbst

habe Elisabeth schon zu seiner Geliebten gemacht; und unter Kameraden pflege man solches doch zu achten.

Das Wort „Geliebte“ fiel in Marquardts Seele wie ein glühendes Eisenstück.

Ließ der Russe nun das Mädchen in Ruhe, so trieb er es mit dem Dorf und dem Lande um so schlimmer. Damit die Schwadron sich mästete, wurde das bescheidene Vieh aus dem Bauernstall gezerrt; unmäßige Lasten und Holzabgaben wurden verlangt. Und mancher Frau und Magd taten die Schwarzen Ulanen Gewalt an.

Indessen ging das Leben trotz aller Bedrückung weiter seinen Gang, und die Hochzeit der Elisabeth Baar mit dem alten Holzhändler Preuß wurde vorbereitet.

Fressen, Saufen, Huren und Stehlen änderten nichts daran, daß der Rittmeister sich in der Bauernöde langweilte; da er von Moskau her mancherlei hohen Offizieren freundschaftlich nahestand, vermochte er nach wenigen Wochen seine Versetzung ins Armeequartier der Russen nach Königsberg zu erlangen. Wohlgemut reiste er ab, und wohlgemut blieb in Seehesten der Fähnrich von Marquardt zurück, dem die einstweilige Führung der Schwadron bis zum Eintreffen eines an Jahren und an Dienstrang älteren Offiziers anvertraut war.

Die Entsendung eines solchen geriet jedoch in Vergessenheit, so daß Marquardt über Wochen und Monate den Befehl in Seehesten ausübte. Er einigte sich mit Michael Baar über zwei der Stuben, gab ihm die Möbel zurück und setzte ihn wieder ins Amt. Wie jede Truppe, so nahm auch diese binnen kurzer Zeit das Wesen ihres Führers an, nachdem der Fähnrich einige Übeltäter mit fester Hand in Zucht genommen: die Drangsalierungen der Bevölkerung endeten, und die den Bauern auferlegten Lasten hielten sich fortan in den Grenzen, die einem totarmen Gebiet zugemutet werden können. Bald herrschte im Amte Seehesten ein leidlicher Zustand, die Ulanen kehrten ein gutmütiges Wesen hervor; sie fingen an, den Bauern im Stall zu helfen und bestaunten die eisernen Ackergeräte, die man in ihrer Heimat noch nicht kannte. Und wenn hinfort eine Magd durch einen Russen zuschaden kam, hütete sie sich, eine Beschwerde vorzubringen, die man ihr nicht immer geglaubt hätte.

Als es märzte und ein vorzeitiger Frühling die grundlosen Wege trocknete, kehrte der Holzhändler Preuß des öfteren auf seinen Fahrten in Seehesten ein und zauderte nicht, die knusperfrische Braut in seine mächtigen Arme zu schließen und mit den Talern in seiner Tasche zu klimpern. Solches sah der Fähnrich mit an, und es entging ihm nicht, daß die Braut vor diesem abgelebten Mann sich widerte, dessen bärtiger Mund nach Schnaps roch. Es half ihr kein Sträuben und Weinen, auf vierzehn Tage kam die Hochzeit heran. Es half auch dem Fähnrich von Marquardt nichts, daß er dem Amtmann ein mißfälliges Wort über diese Verbindung sagte. Michael Baar war seit dem Verschwinden des Rittmeisters wieder wohlauf und fühlte sich mehr und mehr als der rechtmäßige Herr. Breit stand er da, schlohweiß; er sei als russischer Amtmann in Treueid genommen, hier im Land habe niemand ihm dreinzureden, am wenigsten bei der eigenen Tochter.

Je mehr die Zeit vorschritt und der Hochzeitstag herannahte, desto tiefer rührte die unnatürliche Absicht des Amtmanns ans Herz des Fähnrichs. Was war das für eine Hochzeit, mit der der alte Bauer seinen Hof an Leben und Geld in Ordnung zu bringen versuchte? Die Braut und die Mägde schlichen mit verweinten Augen herum; ja, sogar die Mutter, die sich jahrzehntelang ins Joch dieser Ehe mit einem unzugänglichen, wenn auch redlichen und klugen Mann gefügt, ward endlich aufsässig und weigerte sich, das Festmahl in ihrem Hause zu richten, zumal die russische Besatzung dort alle Vorräte fast aufgezehrt hatte. Da warf der Holzhändler Preuß unmäßig lachend dem Wirt des Kruges von Seehesten hundert blanke Reichstaler hin und beauftragte ihn, die reichste Hochzeit herzurichten, die seit Menschengedenken gefeiert worden sei.

*

Den Fähnrich von Marquardt erreichte zweimal im Monat ein dienstlicher Befehl. Dann und wann exerzierte er mit

seiner Schwadron, allnächtlich schritt er die Posten ab; oft wanderte er, die Hände auf dem Rücken, über das märzlich sich breitende Land und dachte nach über die Willkür des Lebens, die man weder mit harter noch mit weicher Hand zu beseitigen vermochte. Elisabeth, mit der er nur selten ein Wort gewechselt, obgleich sie unter demselben Dach schlief wie er, erschien ihm mählich als das lieblichste Mädchen, daß er jemals erblickt. In der masurischen Landschaft, die dem Deutschtum entrissen war wie seine eigene Heimat, überwältigte ihn nun eine unirdisch mächtige Liebe; die gerade darum in Flammen aus seiner Brust schlug, weil es keinen Weg gab, sie zu irdischer Wirklichkeit werden zu lassen. Der jugendliche Fähnrich sann und grübelte nichts anderes mehr, wie er, wennschon nicht die ganze Elisabeth, so doch einen einzigen Kuß von ihr gewinnen könne; als Zeichen der Erwiderung seines unermeßlichen Gefühls, das er tief und ohne Antwort in sich trug.

Der Morgen des Hochzeitstages fand ganz Seehesten in Erwartung. Im Namen des Bräutigams hatte der Krugwirt Jung und Alt zu Gast geladen, alle Arbeit ruhte sonntäglich. Mit Tannenreisig waren der Dorfkrug und der Weg zur Kirche geschmückt, Fässer wurden geschäftig aus dem Kellerdunkel hervorgeschleppt, und früh schon duftete süßer Bratengeruch über die Dorfstraße. Was kümmerte es den Wirt, wie ungleich das Hochzeitspaar war! Auch die Ulanen, denen der Fähnrich jede Teilnahme an dem Fest verboten hatte, strichen mit schnuppernden Nasen unmutig vorüber, bevor sie sich zur festgesetzten Stunde mit ihren Pferden und Lanzen zum Dienste sammelten.

Der Fähnrich von Marquardt ritt mit seiner Schwadron aus dem Dorf.

Dort traf nun bald auf prahlerisch geschmücktem Landwagen der Hochzeiter ein, hinter ihm zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen die redselige Schar seiner längst erwachsenen Kinder und seiner Freunde und Anverwandten. In bester Laune ritt, fuhr und wanderte man mit den Dorfbewohnern zum Hof des Amtmanns hinüber, um die Braut in Empfang zu nehmen. Sie wurde in schwarzem Kleide herausgeführt, ihr Gesicht war so leblos weiß wie ihr Brautschleier. Junge Burschen hoben mit bedauerndem Neide ihre leichte Gestalt auf eine geputzte Schimmelstute, während der Holzhändler Preuß schnaufend bemüht war, einen Rappen zu besteigen. Schadenfroh halfen die Burschen ihm nicht, so daß es eine peinliche Zeit dauerte, bis der vor Wut rot anlaufende Bräutigam sein Bein über den Sattel schwang. Die Braut schwieg dazu und starrte in den seidig silbrigen Frühlingshimmel. Als endlich alles bereit war, bewegte der Zug sich mit Gästen und Angehörigen und Brautjungfern und mit Musikanten ins Dorf zurück zur Kirche, in deren Tür der bekümmert blickende Pfarrer stand.

Als nun die lärmenden Bläser noch hundert Schritt von der Kirche entfernt waren, mischte sich ein helles Getrappel ins Dröhnen und Quietschen der Trompeten; jetzt trabte unvermittelt hinter der Krümmung der Hauptstraße die Schwadorn der Schwarzen Ulanen hervor, Lanzen bei Fuß und mit flatternden Wimpeln und ihrer Spitze der Fähnrich. So ritten sie quer vor die Kirche, dem Hochzeitszug den Weg abschneidend, wendeten die Pferde nach vorn und verharrten des weiteren Befehls. Unschlüssig setzten die Musikanten ihre Trompeten ab.

Es entstand eine übergroße Stille; in welche der Fähnrich von Marquardt mit kalkgrauer Miene hineinritt. Wie geistesabwesend und wie unter einem höheren Zwang hielt er vor der Braut sein Pferd an und stieg schwer und mühsam aus dem Sattel. Wortlos betrachteten die beiden jungen Menschen einander, Elisabeths Blick kam bang aus der Höhe des Pferdes und Marquardts Blick stieg zu ihr hinauf. Aber immer noch zeigte sich keine Regung in ihren erloschenen Gesichtern.

Da griff der Holzhändler Preuß mit zorniger Gebärde ins Zaumzeug des Brautpferdes, als ob er den Weg erzwingen wollte. Der Mund des Fähnrichs festigte sich, und er sagte in das Schweigen hinein mit seiner hellen, liebewarmen Stimme, die dennoch immer leiser und zögernder sprach, als ob sie wieder verstummte: „Mein Fräulein! Bevor meine Ulanen Euch den Weg zur Kirche freigeben, bitte ich Euch um — um — einen — — Tanz —“.

Elisabeth Baar spürte nicht, daß aller Augen sich auf sie richteten. Zum erstenmal an diesem schlimmen Morgen belebte sich ihr Antlitz, eine Röte überhauchte es; dann erstrahlte ein Lächeln um ihren bisher bitterschmalen Mund: die Zügel entfielen ihren Fingern, sie glitt wie ohne ihr Zutun vom Pferderücken herab in Marquardts Arme.

Niemand hinderte sie.

Und als ob eine höhere Musik erklänge, nur diesem Paar vernehmlich, begannen sich ihre Füße langsam und im gleichen Takt zu regen; Marquardts Arme griffen fester um Elisabeths Hüften, während ihre Hände auf seiner Schulter wie von Kummer ausruhten.

Kein Mensch sprach ein Wort.

Danach hielten die beiden Tanzenden inne, lösten sich nicht voneinander und neigten ihre Lippen zu einem nicht endenden Kuß.

Von der Kirche her erscholl jetzt ein hundertstimmiges Gelächter, viele der Ulanen schwangen sich vom Pferde, eilten mit klirrenden Sporen auf die geschmückten Brautjungfern zu, griffen sie sich und huben unter den Jubelrufen der Volkes einen wirren Tanz mit ihnen an. Die Musikanten setzten ihre Trompeten wieder an den Mund, um ihren fröhlichsten Tanz zu blasen, in den die Burschen und Mädchen des Dorfes sich begierig hineindrängten. Wahr und wahrhaftig, von hundert Zeugen geschildert und von alter Schweinslederchronik berichtet, geschah solches im März 1758 vor der Kirche von Seehesten.

*

Unter den Alten entrang sich als Erster der Holzhändler Preuß aus seiner Unschlüssigkeit. Den schweren Körper vom Pferde wuchtend, warf er sich gegen das Gewühl der Tanzenden, um seine Braut wieder an sich zu reißen. Die jungen Leute aber umwogten Elisabeth und Marquardt wie eine quirlende, undurchdringlich schützende Flut, die den tobenden Grauhaarigen immer wieder nach außen schob. Zuweilen erblickte er durch das Gewühl der Köpfe Elisabeths Gesicht, und plötzlich begriff er, daß ihm hier im allgemeinen Hohnlachen der Jugend nichts zu bergen blieb.

Auch der Amtmann Michael Baar bemühte sich vergebens mit Bitten und mit strengem Wort in die lebendige Mauer einzudringen. Bis dann der Holzhändler sich zeternd abwandte; indem er seine empörte Freundschaft und Verwandtschaft um sich sammelte, rief er aus: eine solche Braut wolle er nicht haben, sie sei ihm offensichtlich schon vor der Hochzeit untreu; und weithin schallend teilte er, schon im Davonreiten, dem Wirte mit, die Hochzeit finde nicht statt, sie sei abgesagt.

Mit ihm preschte und ritt und schlurfte sein Anhang davon, zumindest die Alten, während viele der Jungen in der unstillbar ausgebrochenen Tanzesfreude verblieben.

Der feiste Wirt des Seehestener Dorfkruges blickte achselzuckend hinter ihm drein. Bezahlt ist bezahlt, murmelte er, oder ob man etwa einen geschlachteten und gebratenen Ochsen wieder lebendig machen könne? Auch die Musikanten hatten ihr Geld schon voreilig erhalten und fingen auf allgemeines Begehr immer von neuem mit vollen Backen zu blasen an.

Michael Baar wandte unmutig sein Roß und zwang auch sein Weib, mit ihm heimzukehren.

Als sich die Geister auf solche Art getrennt und die Tanzenden ihre erste Lust ausgetobt hatten, auch als die Musikanten zu schnaufen begannen, drängten die erhitzten Tänzer zur Wirtschaft, um kühlendes Bier von dem Wirt zu verlangen. Der rollte gleichmütig die Hochzeitsfässer auf die Straße und ließ anstechen.

Indessen standen Elisabeth und der Fähnrich von Marquardt bei den Büschen, die den Kirchenplatz umsäumten, hielten sich bei den Händen und redeten und lachten miteinander. In den kahlen, nur mit Knospen übersäten Ästen loderte der Frühling.

Mit abgezogener Kappe näherte der Wirt sich dem Fähnrich: die Leute begehrten zu essen, sagte er, es sei alles bezahlt; und wie er sich verhalten sollte, fragte er. Welcher Gastwirt, erwiderte Marquardt, mache sich ein Gewissen, wenn alles bezahlt sei?

Nach einer Weile stürmten dann seine Ulanen über den Platz; sie hatten sich Mut angetrunken, nun griffen sie ohne

viel Fragen ihren Offizier und das Mädchen Elisabeth, stemmten beide auf starke Schultern und trugen sie in lärmender Lustigkeit zur Schänkentür hinein. Drinnen fanden beide sich sorgsam abgesetzt, auf den geschmückten Hochzeiterplätzen wieder.

Es hub nun ein Tafeln und Schmausen und Zechen an, das bis in die tiefe Nacht dauerte. Wahr ist aber leider auch, (da im deutschen Osten nichts ohne Unglück geschieht), daß einige bezechte Burschen um Mitternacht auf den Einfall kamen, ein Freudenschießen zu veranstalten. Also stahlen sie sich beiseite, suchten verborgene Donnerbüchsen hervor, die nach den strengen russischen Bestimmungen längst hätten abgeliefert werden müssen, und ballerten lustig drauflos. Die Husaren, die diesen Brauch nicht kannten, glaubten an einen Überfall und stachen und hieben blindlings in die eben noch lachende und juchheiende Menge. So endete dieses seltsame Fest in Wut und wirrer Flucht. Zwar berichtet die Chronik nichts von Toten; doch sind drei Burschen mit Flinten in Händen ergriffen und gefesselt abgeführt worden, von ihrem Verbleib hat man nie wieder etwas erfahren.

Als sich nach Wochen der Untersuchung und peinlichen Verhöre die Gemüter wieder beruhigt hatten, richtete der Fähnrich Marquardt ein Gesuch an die Zarin Elisabeth: es möge um der Ruhe des Ortes willen nach den drei Festgenommenen geforscht werden, da sie keinesfalls in böser Absicht gehandelt hätten. In Seehesten traf um die Sommerzeit ein rangälterer Offizier ein, der das Kommando über die Schwadron an sich nahm; zugleich überbrachte er dem Fähnrich den Befehl, unter Geleit nach Moskau zu reiten und einer ungnädigen Zarin über den ärgerlichen Vorfall Meldung zu erstatten.

Marquardt verabschiedete sich von Elisabeth wie für immer, denn in Rußland kargte man niemals mit Köpfen. Indessen wurde er der Zarin in einer Stunde vorgeführt, die die Herrscherin wohlgelaunt fand. Sie ließ sich beschreiben, wie der Holzhändler Preuß in seiner Wut ausgesehen habe, und wünschte zu erfahren, weshalb ein redlicher Mann wie Michael Baar seine jugendliche Tochter einem alten Säufer aushändigen wollte. Da neigte Marquardt vor der Freundlichen das Knie und bat um Abschied aus seinen Pflichten als Offizier. Klug rührte er die Zarin mit der Schilderung seiner Liebe und vergaß auch nicht die Namensgleichheit zu erwähnen. Als Geschenk an ihre Namensschwester ließ die große Elisabeth ihm fünftausend Reichstaler aushändigen, die sich in ihrem ostpreußischen Beuteschatz befanden. Doch verlangte sie von Marquardt, daß er den Adelstitel ablege, weil solcher einem einfachen Bauern nicht anstünde.

Unangefochten kehrte Henning Marquardt nach Seehesten zurück, um dort den Baarschen Hof und das Herz der andern Elisabeth für immer zu übernehmen. Sie lebten in Frieden noch manches Jahrzehnt; keine Chronik berichtet, ob auch der Bauer Marquardt in späterem Alter störrisch und hart geworden ist, wie die Männer es werden, wenn ihre Jünglingsliebe verblühte. Doch sein Geschlecht breitete sich weit in Masuren aus.

Nur der Holzhändler Preuß wollte durchaus keinen Frieden geben. Es wurmte ihn ohne Maß, daß er seinem glücklicheren Nebenbuhler auch noch die Hochzeitstafel bezahlt hatte, wenn auch eine vorzeitige.

Vor den russischen Gerichten lief ein schwieriger Prozeß: vielleicht hätte Henning Marquardt schließlich doch in die Tasche greifen müssen: da starb die Zarin Elisabeth, die lodernde Hasserin. Ihr Nachfolger Peter erwies sich als ein nicht minder glühender Bewunderer des schlesischen Sieges, dem er die Ostpreußenlande ohne Schwertstreich zurückgab, und nicht lange darauf rückten die Heere des Preußenkönigs wieder in Ostpreußen ein. Nun verlor der Holzhändler die Geduld, und statt sich in ein noch umständlicheres Verfahren mit den womöglich noch gewissenhafteren preußischen Richtern zu verwickeln, schickte er eine Bittschrift an den König selbst: es möge ihm, dem Holzhändler Preuß, noch bei Lebzeiten jene Zechschuld von hundert Reichstalern zurückerstattet werden.

Friedrich aber ließ dem Wütenden antworten: vermesse ein alter Mann sich, ein junges Weib zu freien, so müsse er schon selber die Zeche bezahlen.

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Ein Rechtsamt des Unrechts

Völkerbundskommissare in Danzig – ein vergangener Spuk

In den Artikeln, durch die das Versailler Diktat das Gebiet der „Freien Stadt Danzig" gegen den Willen und unter lautem Einspruch ihrer Bevölkerung aus dem Leib des Deutschen Reiches herausschnitt und eine Zwangsverwaltung für das neue Staatengebilde von 400 000 Einwohnern errichtete, befinden sich auch die grundlegenden Bestimmungen über die Einsetzung eines „Hohen Kommissars des Völkerbundes". Nach Artikel 103 des Versailler Vertrages sollte er seinen Sitz in Danzig haben und betraut werden mit der erstinstanzlichen Entscheidung aller Streitigkeiten, die zwischen Polen und der Freien Stadt aus Anlaß des Versailler Vertrages oder ergänzender Vereinbarungen und Abmachungen auftreten würden.

„Kommissare" ernennt man im allgemeinen wohl zur Erledigung bestimmter Sonderaufträge, die zeitlich gebunden oder beschränkt sind, oder dann, wenn etwas nicht in Ordnung ist, damit der Ordnung Geltung verschafft wird. Die Danzig-„Lösung" des Versailler Diktats war ja nun auch keineswegs in Ordnung — das wußten seine Schöpfer in Versailles sehr gut, sonst hätten sie nicht selbst von vornherein mit dauernden Streitigkeiten zwischen Polen und Danzig gerechnet und zu ihrer Behebung als Dauereinrichtung die Einrichtung eines Hohen Kommissars geschaffen. Man wußte in Versailles um das Unrecht, das man an Danzig begangen hatte und versuchte es hinter einer neuen Rechtsbildung zu verstecken. Man wußte in Versailles um das politische Pulverfaß, das man in Danzig angelegt hatte und bestellte nun einen Sicherheitskommissar für die Lunte, daß es nicht in die Luft gehe und Europa in Mitleidenschaft ziehe. Wie es dann kam, weiß die Welt. Der Führer versuchte das Pulverfaß zu beseitigen, aber Polen wollte die Hand an die neue Lunte legen, die ihm England gereicht hatte. Und der Sicherheitskommissar konnte dabei nichts machen.

Das wäre eigentlich in kurzen drastischen Sätzen die Geschichte der Hohen Kommissare des Völkerbundes in Danzig.

Wir wollen aber den Trägern des Amtes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Undankbar war dieses Amt in jedem Falle. Es sollte das Unrecht von Versailles hüten — denn das war seine erste und wichtigste Aufgabe — und eine Art Rechtsprechung anstelle des fehlenden Rechts aus dem Unrecht zelebrieren, damit das Unrecht nicht jeden Tag die Welt anspringe. Es war ein Rechtsamt des Unrechts! Um seines ersten Gebots willen, das Unrecht von Versailles als Recht zu hüten. Vor allen den Soldaten, denen Genf dieses Amt übertrug, hat es zu schaffen gemacht, weil es keinem ehrlichen Menschen liegt, Rechtswahrer des Unrechts sein zu müssen.

Wenn wir jetzt zurückblicken auf die Amtszeiten der zehn Hohen Kommissare des Völkerbundes, die im Mackensenpalais in Danzig ihren Sitz hatten, so stellen wir fest, daß am häufigsten und auch am längsten Engländer das Amt des Hohen Kommissars innehatten, nämlich vier Engländer mit 5 Jahren und 11 Monaten. Dann folgen zwei Italiener mit 3 Jahren und 4½ Monaten und weiter je ein Holländer (3 Jahre und 4 Monate), ein Ire (3 Jahre und 1½ Monate), ein Däne (1 Jahr und 3 Monate) und ein Schweizer (seit 2½ Jahren).

Nacheinander waren Hohe Kommissare in Danzig:

1. Sir Reginald Tower, ab 11. 2. 1920, 9 Monate.
2. Oberst Strutt, 15. 12. 1920, 1 Monat.
3. Professor Bernardo Attolico, 15. 12. 1920 bis 24. 1. 1921, 1 Monat u. 9 Tage.
4. General Sir Reginald Haking, 24. 1. 1921 bis 30. 1. 1923, 2 Jahre.

5. Gouverneur Mac Donnell, 1. 2. 1923 bis 21. 2. 1926, 3 Jahre und 3 Wochen.
6. Prof. Dr. Joost van Hamel, 22. 2. 1926 bis 21. 6. 1939, 3 Jahre und 4 Monate.
7. Graf Manfred Gravina, 22. 6. 1929 bis 19. 9. 1932, 3 Jahre und 3 Monate.
8. Helmer Rosting, 15. 10. 1932 bis 15. 1. 1934, 1 Jahr und 3 Monate.
9. Sean Lester, 15. 1. 1934 bis Februar 1937, 3 Jahre und 1 Monat.
10. Professor Carl Burckhardt, seit 1. 3. 1937, also seit 2½ Jahren.

Sir Reginald Tower, der erste der in Danzig wirkenden Hohen Kommissare, war in zweifacher Hinsicht Hoher Kommissar, einmal als Hoher Kommissar der „alliierten und assoziierten Hauptmächte", dem es oblag, die Grenzlinie „unter möglichster Berücksichtigung der bestehenden Gemeindegrenzen" für das Gebiet der Freien Stadt festzulegen, und dann als erster Hoher Kommissar des Völkerbundes, mit dessen „Einvernehmen" die Verfassung der Freien Stadt „von den ordnungsgemäß berufenen Vertretern der Freien Stadt ausgearbeitet" werden sollte. Tower war ein Diplomat alter englischer Schule, der sein Amt in Danzig im Alter von 60 Jahren antrat. Die Geschichte rechtfertigt nicht die Meinung, die er über die Freie Stadt geäußert hat, daß sie nämlich „alle Ursache hätte, stolz zu sein auf die besondere Teilnahme, die der Rat des Völkerbundes an den Danziger Angelegenheiten bekunde. Diese Teilnahme werde unfehlbar die Zukunft der Freien Stadt Danzig auf eine sichere Grundlage stellen". Hier irrte der englische Diplomat. Im übrigen kann Sir Tower bescheinigt werden, daß er sich bemühte, objektiv zu sein. Den Polen aber ging jede Unparteilichkeit in bezug auf Danzig zu weit, denn sie hatten vom ersten Tage der Freien Stadt an die Absicht, die Danzig-Bestimmungen zu ihren Gunsten zu brechen, Danzig zu polonisieren und sich einzuverleiben. Das erfuhr schon der erste Hohe Kommissar. Als sie ihm eine „Resolution des polnischen Volkes" in polnischer Sprache überreichen wollten — denn sie waren der Meinung, daß er als Hoher Kommissar sich der polnischen und nicht der deutschen Sprache in seinen Bekanntmachungen bedienen sollte —, wurde der alte Herr grob und verlangte, sie sollten im Verkehr mit ihm sich der englischen Sprache gefälligst bedienen. Er fertigte die „Delegierten des Obersten Volksrates der Polen" — hochtrabend waren sie immer —, auf dem — Korridor ab und wenn das Herr Chamberlain mit Herrn Beck auch getan hätte, würde die Welt heute im tiefsten Frieden leben. Jedenfalls begann schon damals die polnische Pressekampagne gegen die Hohen Kommissare, und die „Gazeta Gdanska" schrieb empört, daß Sir Tower die Polen „wie Schmutzfinken" empfangen habe. Der Empfang sei „mehr als bitter" gewesen. Die polnische Sprache sei von ihm „verhöhnt" worden und er habe offen seine „Verachtung" den Polen gezeigt und sie „beleidigt", wie sie das „von einem guterzogenen Menschen nicht erwartet" hätten.

Man sollte sich gerade in diesen Tagen an diese Episode aus dem Walten der Hohen Kommissare in Danzig erinnern, denn sie beweist eines untrüglich, daß schon Sir Tower den Kulturunterschied der Polen gegenüber den eingesessenen Deutschen ebenso lebhaft empfand wie ihn die Anmaßung und der Größenwahn, gepaart mit Hinterhältigkeit, der Polen abstieß. Nach Sir Tower haben noch andere Engländer auf dem Posten ähnliche Eindrücke gehabt, denn auch sie wurden von den Polen offen angegriffen. Erst als der Pole nach dem Verlust so vieler wertvollen Figuren eine Figur auf dem Schachbrett Chamberlains wurde, wurde er auf Kultur umfrisiert.

Im übrigen hat der Danziger Posten Sir Tower offensichtlich sehr wenig behagt. Er blieb nur neun Monate hier und als er den Pariser Vertrag unter Dach hatte, glaubte er auch seinen Auftrag erfüllt hinsichtlich der Vorbereitung der Danziger Verfassung und überließ Oberst Strutt das Amt des Hohen Kommissars des Völkerbundes und reiste in seine Heimat zurück. Strutt war es, der in der „43. Vollsitzung der Verfassunggebenden Versammlung" am 15. 11. 1920 die „Freiheit der Stadt Danzig" verkündete. Strutt war ein alter Soldat und er war es auch, der der alten deutschen Armee offen seine Anerkennung zollte. Strutt sagte in jener Sitzung: „. . . Und jetzt, meine Herren, als Soldat zu Soldaten — denn fast alle von Ihnen sind Soldaten gewesen, Soldaten der größten und bewunderswertesten Armee, die die Welt jemals gesehen hat —, sage ich Ihnen: „Laßt uns Frieden halten, jederzeit . . . denn die Welt braucht Frieden."

Daß Polen dieser englische Oberst wenig gefiel, ist verständlich, und noch verständlicher ist es, daß die Polen dem englischen Oberst nicht gefielen. Jedenfalls ist seine Mahnung, Frieden zu halten, bei Polen nicht auf fruchtbaren Boden gefallen, weil Polen, was ihm Versailles versagt hatte, nämlich ein irgendwie geartetes Besitzrecht auf das deutsche Danzig unter allen Umständen und mit allen Mitteln erreichen wollte. Oberst Strutt hat jedenfalls den Posten nur einen einzigen Monat verwaltet, dann reiste er ab und überließ am 15. Dezember 1920 das Amt des Hohen Kommissars dem Italiener Professor Bernardo Attolico, dem jetzigen italienischen Botschafter in Berlin. Auch er verwaltete das Amt nicht viel länger als einen Monat, nämlich nur bis zum 24. Januar 1921. Attolico war damals Direktor der Abteilung für Verkehr und Durchfuhr beim Sekretariat des Völkerbundes. Er hatte sich im Wesentlichen mit Fragen der Danziger Verfassung zu beschäftigen. Sein Wirken war aber zu kurz, als daß er wirklich Einblick in die Gesamtheit der Problemkreise gewinnen konnte.

Der nächste Hohe Kommissar, wieder ein Engländer und Soldat, General Sir Richard Haking, war vielleicht der für Danzig wichtigste Kommissar. Er hatte den ganzen ersten Ansturm der Polonisierungsversuche der Warschauer Regierung abzuwehren und hat Entscheidungen getroffen, die den Polen vor aller Welt mehr als einmal ein deutliches „Halt! Bis hieher und nicht weiter!" gebot. Er war selbstverständlich in den Fesseln des Versailler Unrechts in seinem Richteramt, aber er bemühte sich doch, Danzigs Lebensrechte innerhalb des Unrechts zu wahren.

Hakings Entscheidungen haben bis in unsere Tage des letzten Befreiungskampfes auf redliche Erfüllung vergebens gewartet. Haking war es ja, der Polen schon am 21. 6. 1921 verpflichtete, „den Hafen von Danzig voll auszunutzen, welche anderen Häfen es auch in Zukunft an der Ostsee eröffnen mag". Und immer hat die polnische Regierung vertragsbrüchig dieser Entscheidung entgegengearbeitet und versucht, durch das Zwing-Uri „Gdingen" Danzig in die Knie zu zwingen. Jetzt ist diese Entscheidung den Polen auf deutsch in Erinnerung gerufen worden.

Haking proklamierte die Unverletzlichkeit der Danziger Staatshoheit, die Polen niemals anerkennen wollte und bedeutete ihm, daß es „seine Rechte in Danzig" nicht selbst zu schützen habe. Der englische General ließ sich mit glatten Reden nicht darüber täuschen, daß Polen Souveränitätsrechte in Danzig erstrebte sowie die militärische Oberaufsicht über die Stadt und der ihm beides verweigerte. Haking verweigerte Polen auch das vermeintliche Recht, Danzig zu einer bestimmten Politik in seinen auswärtigen Angelegenheiten zu nötigen. Gründlich hat er Polen seine Meinung gesagt über dessen Absichten, über die Eisenbahn Danzig zu polonisieren und dabei zum Ausdruck gebracht, wenn Polen über angebliche mangelnde Sicherheit klagte, daß Sicherheiten mehr für Danziger Einwohner als für Polen notwendig seien und daß die Danziger Regierung allein für Ordnung und Sicherheit in ihrem Gebiet verantwortlich sei. Kurz sagte er einmal, daß, wenn Polens Ansprüche in Danzig erfüllt würden, Danzig keine freie Stadt mehr wäre . . Danzig aber sei ein freier und unabhängiger Staat, der nicht nur Polens wegen geschaffen sei. Dabei hatte Haking die ihm vorgeschriebene Grundeinstellung zu vertreten, daß Danzig engere Beziehungen zu Polen als zu Deutschland unterhalten sollte. Haking hat sich schon vor Polens Gewaltakt der Anbringung polnischer Briefkästen, die nun wieder verschwunden sind, gegen ein „zweifaches Postsystem" ausgesprochen. Er wies auch Polen zurück, als es sich Hoheitsrechte im Danziger Hafen anmaßte. Haking wurde in seinen vielen grundlegenden Entscheidungen während seines zweijährigen Wirkens in Danzig unfreiwillig der Chronist von Polens Gewaltpolitik gegenüber der Freien Stadt und ein unverdächtiger Zeuge für die zwangsläufige Entwicklung der Dinge aus dem Grundunrecht von Versailles und der daraus folgenden Gewaltpolitik Polens gegenüber dieser deutschen Stadt.

Haking hatte auch nach dem Abmarsch der deutschen Truppen den Befehl über die Besatzungstruppen, die Danzig bekanntlich in der Zeit bis zur Errichtung der Freien Stadt hatte. Auch in den ost- und westpreußischen Abstimmungsgebieten hatte Haking die Besatzungstruppen befehligt. Haking hatte gerade an seinem 59. Geburtstag in Danzig das Amt des Hohen Kommissars angetreten, war also 61 Jahre alt, als er Danzig wieder verließ, um das Oberkommando über die englischen Truppen in Ägypten anzutreten.

Haking war unter den Danzig aufgezwungenen „Kommissaren" ein ehrlicher Mann mit soldatischer Gradheit der Gesinnung, der sich bemühte, im Rechtsamt des Unrechts Danzig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß ganz besonders der alte englische General Haking von den Busenfreunden Chamberlains mit Dreck beworfen wurde. Die Polen nannten ihn „leichtsinnig", „gleichgültig" und behaupteten, unter den Augen Hakings sei Danzig eine „cloaca maxima" geworden, die um sich „einen moralischen Gestank verbreite" (Gazeta Gdanska). Die Gazeta Warszawska schrieb 1922: „Frech war die Entscheidung Hakings, daß Polen kein Recht habe, im Danziger Hafen die eintreffende englische Flotte zu begrüßen" — das sei „eine brutale unverschämte Vergewaltigung". Und das hätte Polen 1939 so gern getan! Die Schiffe des Mr. Chamberlain hätte es gerade jetzt gern im Danziger Hafen willkommen geheißen. Es ehrt die englischen Kommissare nur, wenn ihnen ein polnischer Volkstagsabgeordneter vorwarf „Tower und Haking hatten kein Verständnis für die Bedürfnisse der polnischen Bevölkerung", denn sie waren ja zum Schutz der Freien Stadt eingesetzt, die eine Stadt mit deutscher Bevölkerung war.

Noch schlimmer kam der bisherige englische Gouverneur in West-Ägypten, Mac Donnell, bei den Polen weg, der als Nachfolger Hakings drei Jahre, von 1923 bis 1926, den Posten des Hohen Kommissars versah und den Polen sogleich wegen ihrer action directe im Briefkastenkonflikt auf die Finger klopfte. Was diesem Landsmann Chamberlains von dessen Busenfreunden, den Polen, an Liebenswürdigkeiten und Beleidigungen an den Kopf geworfen wurde — das sollte man einmal in den Londoner Redaktionsstuben nachlesen. U. a. wurde ihm vorgeworfen, daß er „ein wahrhaft beispielloser Hüter der Ruhe der Welt" sei, als er Warschau das schon damals gegen Danzig gezückte Schwert aus der Hand schlug. Immerhin kann Herr Chamberlain nicht in gleichem Maße eine solche Bezeichnung, wenn sie damals auch als Beschimpfung gedacht war, für sich in Anspruch nehmen. Mac Donnell hat jedenfalls aufgeregte politische Jahre voller gefährlicher Spannungen in Danzig erlebt. Soviel auch über Einzelheiten seiner Entscheidungen zu sagen wäre — er hat u. a. Polen bedeutet, daß der Einschluß Danzigs in das polnische Zollgebiet zum Nutzen Danzigs, aber nicht zu seinem Nachteil werden sollte, während Polen bekanntlich bis zum Tage der Befreiung Danzigs auf gegenteiligem Standpunkt stand, ferner, daß Polen Danziger Staatsangehörige nicht zu überwachen habe, daß Danzig das Recht zur Teilnahme an internationalen Konferenzen habe, das ihm Polen streitig machen wollte, daß Danziger nicht gezwungen werden könnten, polnische Pässe zu führen und sich im Auslande auf polnischen Konsulaten zu melden, daß Danzig eine völlig unabhängige Rechtsstellung beim Abschluß von Verträgen gegenüber Polen habe, daß Danzig, da es schwach und klein sei, darauf sehen müsse, keine Rechte aufzugeben, usw. — lauter Fragen, über die man sich heute fast schon wundert, daß sie einmal Fragen sein konnten.

Der Hohe Kommissar, der den Danziger Posten am längsten, nämlich 3 Jahre und 4 Monate verwaltet hat und der keineswegs in Danzig in angenehmer Erinnerung steht, ist der Holländer Professor Dr. Joost van Hamel. Das bemerkenswerteste Ereignis aus seinem Wirken ist wohl die Erhöhung des Gehalts des Hohen Kommissars auf 80 000 Schweizer Goldfranken, ungerechnet die Sonderausgaben. Van Hamel kam als Direktor der Rechtsabteilung des Völkerbundes auf den Danziger Posten. In seinen Entscheidungen war nichts von der Geradheit eines Haking, sie zeigten aber Freude an juristischen Formulierungen. Immerhin hat er ein Verdienst, daß er in Danzigs Kampf um die Westerplatte klarstellte, daß diese nicht etwa ein exterritoriales Gebiet sei, sondern Danziger Gebiet bleibe und daß es sich bei dem den Polen zugebilligten Munitionsumschlagplatz nicht etwa um ein Depot handele, in dem für längere Zeit Munition aufgespeichert würde und daß es Danzigs Interesse wäre, nicht in den Ruf eines besonders gefährlichen Hafens zu kommen. Die Opfer, die die Beseitigung dieses Gefahrenpunktes für den Ruf des Danziger Hafens im Befreiungskampf des Danziger Gebiets gefordert hat, fallen auf das Schuldkonto der Genfer Verantwortlichen, die Polen halfen, dieses europäische Pulverfaß auf Danziger Gebiet anzulegen und zu füllen.

Kein Kommissar aber hat eine so wüste polnische Pressehetze über sich ergehen lassen müssen wie der Nachfolger Hamels, der

Italiener Graf Manfredi Gravina. Daß er das Wiedererwachen des deutschen Volkes in der nationalsozialistischen Bewegung auf dem Danziger Gebiet nicht verhinderte — das war es, was die Polen ihm besonders übel nahmen. Es ist, als ob sie geahnt hätten, daß der Nationalsozialismus berufen war, Danzig die Freiheit wieder zu geben. Er war es, der entgegen den Behauptungen Polens erklärte, daß die Danziger Maßnahmen zur Sicherung von Ruhe und Ordnung ausreichend seien. Er stellte auch seinen Genfer Auftraggebern gegenüber schon im April 1930 fest, „daß die Gereiztheit und Abneigung eines großen Teils der Bevölkerung den Polen gegenüber zugenommen" hat und er betonte die Enttäuschung der Danziger über das negative Ergebnis aller Danziger „Bemühungen um ein Danzig-polnisches Zusammenarbeiten".

Graf Gravina hätte das Amt des Hohen Kommissars am längsten innehaben können, wenn ihn nicht der Tod vor Ablauf seines Mandats abberufen hätte. Immer wieder hatte Polen versucht, Gravina zu stürzen, aber es war gerade der englische Berichterstatter, der damalige Außenminister Henderson, der seine Wiederwahl durchsetzte.

Als Graf Gravina am 19. September 1932 nach einer schweren Unterleibsoperation starb, war er erst 49 Jahre alt. Graf Gravina, der aus der Militärlaufbahn in die diplomatische übergewechselt hatte, war Ehrenadjutant des Königs von Italien und deutscher Abstammung. Er hätte nach den Beschlüssen des Völkerbundes bis zum 22. Juni 1935, im ganzen also sechs Jahre, zu amtieren gehabt, eine Amtsdauer, wie sie keinem seiner Vorgänger beschieden war. Seine Amtszeit war gekennzeichnet durch die schwersten Danzig-polnischen Konflikte seit Bestehen der Freien Stadt. Er hat die erste Entscheidung in der Gdingener Frage gefällt, die vom Rat des Völkerbundes bestätigt wurde und in der ihm eben das Gutachten der Sachverständigen über die praktische Auswirkung der Pflicht Polens zur vollen Ausnutzung des Danziger Hafens überreicht wurde. Graf Gravina hat die letzte Entscheidung in den Eisenbahnerfragen gefällt, die schließlich die Verlegung der Polnischen Eisenbahndirektion von Danzig nach Thorn zur Folge hatte. In seine Amtszeit fallen ferner die schwerwiegenden wirtschaftlichen Auseinandersetzungen (Veredlungsverkehr, Kontingente, Wirtschaftsgrenze usw.), der Streit um die Matrosenpatrouillen, die Polen durch die Danziger Straßen schickte, und die Frage des port d'attache für polnische Kriegsschiffe. Es ist keineswegs richtig, daß Gravina sich immer auf unsere Seite gestellt hat. Aber es war schon so, wie es in seinem Nachruf hieß: „Der Heimgegangene hat sein hohes richterliches Amt in vorbildlicher Unparteilichkeit und mit eindringendem Verständnis in die schwierigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Freien Stadt ausgeübt. Die volle Hingabe an seine Aufgabe und seine große Begabung als Staatsmann und Diplomat haben ihm die Führung des schwierigen Amtes erleichtert. Seine vornehme ritterliche Gesinnung und die hervorragenden Gaben seines Geistes und Charakters haben auf alle, denen er nahekam, einen tiefen Eindruck gemacht." Im Volkstag wurde gleichfalls des Heimgegangenen gedacht und am ersten Jahrestage des Todes wurde ihm an der Stelle der ersten Beisetzung von der Danziger Regierung ein Gedenkstein gesetzt.

Der Nachfolger Gravinas war der Däne Helmer Rosting, der die Abteilung für internationale Verwaltungsangelegenheiten im Völkerbund leitete. Die Ernennung erfolgte ursprünglich nur bis zum 1. Dezember 1932. Rosting blieb dann aber ein Jahr und drei Monate bis zum 9. Januar 1934 auf dem Posten, weil man sich über die Person eines endgültigen Hohen Kommissars nicht einigen konnte. Er war einer der jüngsten Kommissare, denn er beging während seiner Amtstätigkeit in Danzig seinen 40. Geburtstag. In seine Amtszeit fällt der abgeschlagene polnische Versuch der Einführung des Zlotys auf den Eisenbahnen im Danziger Gebiet. Auch mit schwerwiegenden Zoll- und Wirtschaftsfragen mußte sich Rosting befassen. Als er von Danzig schied, bereitete der Senat ihm einen Abschiedsabend und überreichte ihm ein Gemälde als Andenken an seine Danziger Tätigkeit. Rosting hat sich nach seiner Tätigkeit in Danzig in publizistischen Arbeiten wiederholt darüber geäußert, daß das Verfahren Polens und des Völkerbundes Danzig gegenüber nicht richtig war.

Das trübste Kapitel in der Chronik der Hohen Kommissare in Danzig ist die Amtszeit des Iren Sean Lester, sie

führte dann auch eine grundlegende Ablehnung Danzigs einer weiteren Einmischung des Völkerbundes in seine inneren Angelegenheiten herbei. Sean Lester trat sein Amt in Danzig am 24. Januar 1934 an. Da er ein alter Sinnfein war, sahen die Danziger in ihm einen Mann, der um die Freiheit seines Vaterlandes gekämpft hatte, und meinten, er müsse auch für den Freiheitssinn der Danziger, wie er sich in der nationalsozialistischen Bewegung zeigte, Sinn haben. Aber diese Meinung wurde getrogen. Da er als Schiedsrichter infolge direkter Verhandlungen zwischen Danzig und Polen gewissermaßen arbeitslos geworden war, aber für sein Riesengehalt doch etwas tun zu müssen glaubte, ergab er sich der innenpolitischen Opposition gegen die nationalsozialistische Regierung und Partei. Es fehlte ihm an Takt und Zurückhaltung gegenüber den innenpolitischen Auseinandersetzungen. Das stellte er unter Beweis durch einen beispiellosen Affront des Präsidenten des Senats, als er diesem bei einem Empfang der Offiziere des Panzerschiffes „Admiral Scheer" unerwartet von Partei und Regierung mit Recht verfemte Persönlichkeiten und Oppositionsführer gegenüberstellte, so daß sich Präsident Greiser genötigt sah, mit seinen Herren den Empfang zu verlassen. Ihm folgte das Offizierkorps des „Admiral Scheer". Als dann im nächsten Jahr der Kreuzer „Leipzig" Danzig besuchte, unterließ es natürlich der Kommandant, diesem Hohen Kommissar einen Besuch abzustatten. Und da war der Kummer im Mackensenpalais groß. Gauleiter Forster griff damals selbst mit einem aufsehenerregenden Artikel in das negative Wirken Lesters ein und warf ihm vor, daß er jede Gelegenheit benutzte, der Danziger Regierung Prügel zwischen die Beine zu werfen und der Danziger Opposition zu helfen und ersuchte ihn im übrigen, sich nicht um die Nationalsozialisten zu kümmern. Aber Lester spielte böse, machte einen grimmigen Bericht über die angeblichen Zustände, gab davon der befriedigten Opposition Kenntnis, bevor er den Bericht der Regierung zur Kenntnis gebracht hatte, veranlaßte, daß Präsident Greiser wie ein Angeklagter — so hatte er es sich wenigstens gedacht — vor das Genfer Forum zitiert wurde usw. Es kam dann allerdings alles anders. Greiser verdarb den Genfern gründlich das Rezept und drehte den Spieß um und ging zum Angriff über. Mit herzerfrischender Offenheit, wie sie am grünen Tisch in Genf noch nicht erlebt worden war, sagte er dem Rat ins Gesicht, worum es in Wirklichkeit bei der ganzen Komödie ging und daß die Danziger Bevölkerung für die Methoden des Herrn Sean Lester kein Verständnis habe. Der Rat solle doch die Bevölkerung in geheimer Abstimmung befragen, ob sie mit Herrn Lesters Methoden einverstanden sei. Schließlich verlangte er die Abberufung Lesters und einen neuen Hohen Kommissar oder noch besser, anläßlich der Neuordnung des Völkerbundes, gar keinen mehr. Zum Schluß betonte der Präsident, daß er als Vertreter von 400 000 deutschen Danziger Menschen gesprochen habe: „Hier haben heute nicht Paragraphen, sondern lebende Menschen gesprochen. Der Buchstabe hat in Danzig schon genug Unheil angerichtet und Schiffbruch erlitten." Eine englische Zeitung stellte Herrn Lester das Zeugnis aus, daß er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt habe und sich so schnell wie möglich nach Dublin zurückbegeben möchte. Lester hatte zwar vom Rat ein Vertrauenspflaster auf seine Wunde bekommen, aber das fiel bald ab, und Herr Lester verschwand aus Danzig.

Mit Lester war auch die Rolle Genfs in Danzig ausgespielt. Es wurde zwar noch ein neuer Hoher Kommissar ernannt, der am 1. März 1937 sein Amt antrat, der schweizerische Geschichtsprofessor Carl Burckhardt, aber er konnte den schwindenden Einfluß des Völkerbundes in Danzig ebensowenig aufhalten, wie seine Fürsprecher zu verheimlichen mögen, daß die Genfer Institution seit längerer Zeit im Starrkrampf des Scheintodes liegt. Professor Burckhardt hat sich niemals, trotz aller polnischen Versuche, für die polnischen Übergriffe und Ansprüche mißbrauchen lassen. Als der Hohe Kommissar im Mai von Genf nach Danzig zurückkehrte, hieß es in der polnischen Presse, daß Professor Burckhardt besondere Vollmachten für einen besonderen Auftrag erhalten hätte. Burckhardt drehte der polnischen Ente sofort den Hals um und reinigte die Luft mit der Erklärung: „Keine derartige Mission ist erwogen worden. Ich würde übrigens derartige Suggestionen niemals akzeptieren." Er hatte das richtige Gefühl, daß Sondereinmischungen in Danzig fehl am Platze gewesen wären. Damit waren wieder

einmal Wunschträume Warschaus auf Polizeirechte der Polen in Danzig entschwunden. Professor Burckhardt hat in den delikaten Lagen Takt und Zurückhaltung bewiesen und sich nicht zum Rechtswahrer des Unrechts an Danzig mißbrauchen lassen. Es ist sein Verdienst, wenn das Kapitel „Hohe Kommissare in Danzig" einigermaßen versöhnend ausklingt.

Die Rolle Genfs ist seit dem 1. September 1939 in der deutschen Stadt Danzig ausgespielt. Es gibt keinen Hohen Kommissar mehr. Das Mackensenpalais wurde frei zu neuer Verwendung. Wieder stehen Doppelposten vor dem Hause, wieder hat hier ein deutscher General seinen Sitz, und Generalfeldmarschall von Mackensen, Danzigs Ehrenbürger, suchte seinen alten Sitz in Danzig am 11. Oktober auf und war in seinem alten Hause bei seinem Nachfolger zu Gast. Vorüber ist der Spuk dieses Rechtsamts des Unrechts!

F. A. Meyer.

Wendepunkt in der baltendeutschen Geschichte

Eine große Epoche ist abgeschlossen, mit der Umsiedlung beginnt eine neue

Die Neuordnung im osteuropäischen Raum wird gekennzeichnet durch ein geradezu einmaliges Tempo. Die deutsch-russischen Vereinbarungen folgten dem siegreichen Feldzug in Polen unmittelbar, und schon sind die Grundzüge des Neuaufbaus klar entworfen und die ersten Maßnahmen getroffen. Das gilt sowohl für den russischen Interessenbereich als auch für den deutschen. Unter Rußland wird die Neuordnung des baltischen Raumes vorgenommen — Litauens staatliche Sehnsucht, die Wiedergewinnung Wilnas, ist erfüllt —, und in den deutschen Gebieten wird für eine feste Verankerung der deutschen Herrschaft in den zurückgewonnenen Provinzen gesorgt. In diesen Rahmen nun gehört auch die Rückkehr des Baltendeutschtums.

In seiner großen Reichstagsrede vom 6. Oktober hat der Führer es als eine der wichtigsten Aufgaben zur europäischen Befriedung bezeichnet, eine Neuordnung der ethnographischen Verhältnisse vorzunehmen. Eine Umsiedlung der Nationalitäten soll dazu beitragen, klare Trennungslinien in völkischer Hinsicht zu schaffen. Derart wäre gleichzeitig allen zwischenstaatlichen Störungen, wie sie sich in der Vergangenheit aus Konflikten wegen der Behandlung der Volksgruppen ergaben, vorgebeugt.

Heute schon befindet sich das Baltendeutschtum auf dem Marsch in eine neue Heimat. Allen jenen, die stets an den Worten deutscher Staatsmänner glauben zweifeln zu müssen, wird dabei erneut bewiesen, daß hinter den Worten dieser Männer auch Taten stehen. Es wurden seitens des Reiches sofort Verhandlungen mit der estnischen und der lettischen Regierung eingeleitet, die der Umsiedlung deutscher Volksteile aus diesen Ländern unter der Wahrung der Vermögenswerte dienten.

Es läßt sich ohne Übertreibung sagen, daß damit eine Tat eingeleitet wurde, die geschichtliches Format hat. Es ist für das Baltendeutschtum ein Schlußpunkt hinter eine 700jährige Entwicklung gesetzt worden. Und es verlangt eine solche Tat zu ihrer Durchführung tatsächlich einen Mann von geschichtlicher Größe, gilt es doch mit einer verwurzelten Tradition zu brechen, um positive Kräfte des deutschen Volkstums an neuer Stelle anzusetzen. Kurz gesagt, es wird das Opfer der Vergangenheit für die Größe der Zukunft verlangt. Wer wollte leugnen, daß hierzu die Entschlußkraft eines großen Staatsmannes gehört.

Die Geschichte des Baltendeutschtums beginnt mit der Gründung der Stadt Riga im Jahre 1201. Seitdem hat durch 700 Jahre das Deutschtum dem

baltischen Lande — und nicht nur rein äußerlich — sein Gepräge gegeben. Allerdings, daran kann kein Zweifel sein, ist dieses Deutschtum durch die Aderlässe der Revolution von 1905, den Weltkrieg und vor allem seine Folgezeit zahlenmäßig mehr und mehr zurückgedrängt worden. 1881 noch zählte man 181 000 Menschen deutscher Nationalität in den baltischen Landen. Heute leben in Estland rund 16 500 Deutsche, in Lettland etwa 62 000. Das bedeutet ein gewaltiges Schrumpfen der deutschen Volksgruppe, die heute — gegenüber einem früheren Prozentsatz bis zu 8 v. H. — in Estland nur noch 1,4 v. H., in Lettland 3,2 v. H. der Gesamtbevölkerung ausmacht.

Die unglückselige Lage des Deutschtums in den baltischen Ländern hat verschiedene Gründe. Sie liegen zum großen Teil bereits in der Zeit der ersten Kolonisation beschlossen. Es waren nur Ritter und Bürger, die den Weg ins Baltikum fanden. Es fehlte aber dem Deutschtum seit frühester Zeit die breite Basis eines Rückhalts im Bauerntum. Es waren natürliche Gegebenheiten, die diese unglückliche Struktur des Baltendeutschtums bestimmten. Die Bauern gingen in jenen Jahren der Kolonisation nicht über See, und von Land aus standen die gewaltigen Waldungen und die feindliche Besatzung des „litauischen Keiles" nördlich Memels einem Siedlerzuge hemmend im Wege. So nahm das Baltikum eine gänzlich andere Entwicklung als das landschaftlich verwandte Ostpreußen, weil von Anfang an nicht eine umfangreiche Bauernsiedlung mit der Kolonisation Hand in Hand ging.

Im 18. Jahrhundert hat dann Katharina die Große durch ihre Siedlungsbestrebungen deutschen Bauern den Weg ins Baltikum geöffnet. Später erhielten Ansiedlungen dörflichen Charakters, wie Hirschenhof, ihren Zuzug aus Überschüssen des stark abgabefähigen Wolhyniendeutschtums.

Eine neue Epoche setzte für die baltischen Staaten nach Kriegsende ein. Zum erstenmal in ihrer Geschichte kamen das estnische und das lettische Volk zu einem eigenen Staatswesen. Den 1,1 Millionen Esten und 1,9 Millionen Letten wurde die freie Selbstbestimmung gewährt, die man den 5½ Millionen Deutschen, die allein im Osten durch die Friedensdiktate abgetrennt wurden, vorenthalten hatte.

Deutsche hatten den baltischen Völkern den Weg zum eigenen Staatswesen gebahnt. Der Siegeszug der deutschen Truppen im Osten während des Weltkrieges und später, in den Kämpfen gegen den Bolschewismus bis 1919, die deutschen Baltikumkämpfer halfen den baltischen Staaten zu ihrer staatlichen Selbständigkeit und die aus Baltendeutschen bestehende „Baltische Landeswehr" nahm einen entscheidenden Anteil an der Sicherung Lettlands gegen die östliche Überflutung. Damals wäre der zukunftsreiche Ansatz zur Siedelbewegung des Deutschtums gemacht worden, wenn die lettische Regierung ihr Versprechen gehalten und jedem Baltikumkämpfer den ihm zugesagten Landanteil gewährt hätte. Sie hat nicht nur dies verhindert, sondern den deutschen Grundbesitz im Gegenteil zerschlagen. Man kann dem Baltendeutschtum und vor allem der heute lebenden Generation nicht seine Struktur zum Vorwurf machen. Denn erstens ist die Verstädterung zum guten Teil künstlich durch die jeweilige Fremdherrschaft gefördert worden und zweitens hatte das Baltendeutschtum, als es die Gefahr seiner Lage erkannte, nicht mehr Mittel und Macht dies zu ändern. Dank allerdings ist den Deutschen nie geworden.

Und dennoch sind sie es gewesen, die überhaupt erst die inneren Voraussetzungen dafür schufen, daß diese Völker eines Tages als völkische Einheiten in Erscheinung treten konnten. Die baltendeutsche Oberschicht war es, die dem fremden Volkstum, weitab davon zu germanisieren, sein nationales Eigenleben nicht nur bewahrte, sondern im eigentlichen erst schuf.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts leitete die deutschstämmige Ritterschaft von sich aus die Bauernbefreiung durch Aufhebung der Leibeigenschaft ein. Darüber hinaus wurde die Hälfte des Ackerbodens billig aus den Händen des Großgrundbesitzes zu freiem bäuerlichen Eigentum gegeben. Aber nicht nur die materielle Voraussetzung für ein völkisches Eigenleben der baltischen Völkerschaften wurde von der deutschen Oberschicht geschaffen, sondern ebenso auch die kulturelle. Wir wollen nicht vergessen, daß die Esten und Letten durch Jahrhunderte als be-

herrschte Schicht dahinlebten, als Objekte der Geschichte fremder Reiche, die wechselnd hier herrschten. Stets aber war die deutsche Oberschicht, die die geschichtliche Entwicklung mit den beiden Völkern unter den wechselnden fremden Herrschern — Polen, Schweden, Russen — miterlebte, bestrebt, ihnen ihr Volkstum lebendig zu halten. Wer wollte sagen, daß es überhaupt noch ein völkisches Bewußtsein in der notwendigen Stärke nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches gegeben hätte, wäre nicht die baltendeutsche Arbeit für den Bestand des estnischen und lettischen Volkstums in den vergangenen Jahrhunderten in dieser Richtung wirksam gewesen.

Es ist genügend auf die Arbeit deutscher Wissenschaftler und besonders der lutherischen Pastoren in dieser Hinsicht hingewiesen worden. Sie hielten die Sprache — wie auch für die Litauer — lebendig, entwickelten sie überhaupt erst zur Schriftsprache und legten die Grundlagen zu einer Literatur der einzelnen Völker durch die Bibelübersetzungen, die sie schufen. So nur war es möglich, daß der völkische Lebenswille der Esten und Letten unter der Fremdherrschaft der russischen Zeit überhaupt lebendig gehalten wurde, so daß auch der Wille zum eigenen Staat nach dem von Deutschland herbeigeführten Zusammenbruch des Zarenreiches sich durchzusetzen vermochte.

Dank allerdings ist, wie schon gesagt, den Deutschen hierfür nie geworden. Im Gegenteil, die jungen Staaten gingen sofort daran, dem Deutschtum die Lebensmöglichkeit soweit wie nur möglich zu nehmen. In Lettland beispielsweise verloren die Deutschen durch die Auswirkung der Agrarreform, deren Spitze gegen das Deutschtum unverkennbar war, von 2 Millionen Hektar Grundbesitz bis auf 60 000 Hektar alles. Wer von den Betroffenen in die Stadt zog, wurde wie das dort bereits tätige Deutschtum von den Staatsmaßnahmen zur sogenannten Umorganisierung der Industrie getroffen. Der Staat gründete auf allen Gebieten eigene industrielle kapitalstarke Unternehmungen, die die bestehenden, und damit wieder in erster Linie das Deutschtum, treffen mußten und treffen sollten.

Diese trostlosen Zustände, zu denen die rechtswidrigen Enteignungen in Riga, Reval usw. und andere Unterdrückungsmaßnahmen auch auf dem Gebiete des Schulwesens usw. kamen, obwohl eine Kulturautonomie anfangs zugesichert worden war, führten zu einem Schrumpfungsprozeß des baltischen Deutschtums. In der Stadt ging das Deutschtum von 1925 bis 1930 um 13,2 v. H. zurück. Es entwickelte sich vorübergehend ein Sterbeüberschuß unter dem zurückgebliebenen Deutschtum, was in Anbetracht der Abwanderung der geburtenreichen Jahrgänge verständlich erscheinen kann. Nicht in gleichem Maße, aber immerhin stark war auch der Rückgang auf dem Lande. In den gleichen Jahren 1925 bis 1930 betrug die Abnahme dort 9,2 v. H.

Wenn dieses Deutschtum aus dem Baltenland also heute den Marsch in eine neue Heimat antritt, so geschieht das in einem Augenblick, in dem seine völkische Substanz in ihrem Bestand durch die herrische und unduldsame Behandlung, wie sie eben jungen Staaten und gerade im Osten zu eigen ist, schwerstens bedroht erscheint.

Die Umsiedlung dieser Volkstumsgruppe, die durch das zwischenliegende Litauen ohnehin in einer Inselstellung vor dem Reiche lag, ist ohne Frage ein Gewinn für das deutsche Volk. Ob das auch für die beiden baltischen Staaten zutrifft, auf deren Gebiet sie lebten und die durch die von ihnen getroffenen Maßnahmen wenig Interesse an der Existenz der deutschen Volksgruppe bewiesen, mag dahin gestellt bleiben. Vielleicht fühlen sie sich von dem Gefühl des Unbehagens befreit, das ihnen die Anwesenheit der deutschen Volksgruppe zu bereiten schien, nachdem ihnen bereits ein anderes Unbehagen gemindert ist dadurch, daß ihre schlimmsten Befürchtungen mit Bezug auf Rußland sich nicht bewahrheiteten und sie heute feststellen können, daß es ihnen besser als Polen gegangen ist. Auf die Dauer allerdings verheißt eine Politik wenig Erfolgsaussichten, wenn sie mit den Spannungsmomenten zwischen zwei großen Staaten in der Nachbarschaft jonglierend spielt und darauf baut und Unfreundlichkeiten gegen beide richtet.

Die neue Heimat der Baltendeutschen, die ehemaligen deutschen, dann zwangsweise polonisierten Provinzen Westpreußen und Posen brauchen kernige deutsche Menschen. Das Baltendeutschtum hat bewiesen, und die zurückbleibenden steinernden Denkmäler deutscher Kulturstärke und deutschen Leistungswillen werden auf Dauer dafür zeugen, daß es beste deutsche Art nicht nur unter schwer-

sten Umständen zu wahren weiß, sondern sie auch stets in bleibende Form gießen kann. Dieses Deutschtum, das wie alle Deutschen vor den Grenzen in noch höherem Maße als das Binnendeutschtum aus der Notwendigkeit des steten Kampfes für deutsche Art und Haltung sie beide rein verkörpert, dieses Deutschtum wird dafür bürgen, daß die zurückgekehrten Provinzen in der inneren Haltung wie in der äußeren Leistung zu stolzen deutschen Bollwerken werden.

Die große Leistung der Volksgruppe wird nicht mehr für fremde Reiche eingesetzt werden, sondern wird Deutschland zugute kommen. Ist die lange Reihe der baltischen Namen aus den großen und stolzen Berichten russischer Geschichtsschreibung nicht hinwegzudenken, und kehren die guten deutschen Namen in großen Tagen stets wieder, so werden die Nachkommen jener Diebitsch, Benningsen, Rennenkampf, von Rosen, Keulbers und wie sie hießen, jetzt unter Deutschen für Deutsche wirken.

Der Fortgang aus der Heimat, in der die Vorfahren seit langen Jahrhunderten siedeln, mag für den einzelnen schwer sein. Jeder wird das mitempfinden können. Aber der Sinn ist offenbar. Anstelle eines weiteren Rückganges, der den Bestand der Volksgruppe eines Tages in der Wurzel treffen mußte, tritt jetzt die Zukunft eines neuen Aufstiegs, eine Zeit ungehinderter, nicht durch fremde Landesherren eingeschränkter Entwicklungsmöglichkeit. Wer die Ereignisse aus dem engen Gesichtswinkel des politischen Tagesgeschehens betrachtet und nur den Abbruch einer großen Tradition sieht, die ohnehin erhalten bleibt, weil sie Stein geworden ist, der vergißt, daß es um Planungen geht, die weit über dem Alltag stehen und nicht von seinen Zufällen bestimmt werden, sondern richtungsweisend in die Zukunft schauen.

Und eine solche Planung für die Zukunft ist es, wenn der Führer als das zu erreichende Ziel die Schaffung einer geschlossenen völkischen Einheit andeutet. Derart werden klare Trennungslinien geschaffen und versprengte Volkstumssplitter, die in einem zu nationalem Bewußtsein erwachenden Europa ohnehin keine uneingeschränkte Wirksamkeit haben können, für neue Aufgaben bei voller Einsatzmöglichkeit frei.

Damit aber ist zugleich auch dem ganzen Osteuropa ein Dienst erwiesen. Alle jene zwischenstaatlichen Schwierigkeiten aus Fragen der fremden Volkstumsbehandlung verschwinden und das Gerede von dem deutschen imperialistischen Streben, dessen Vorhut das versprengte deutsche Volkstum vor den Grenzen sein soll, wird durch die Tat widerlegt. In diesem Sinne ist die Umsiedlung gleichzeitig eine europäische Friedenstat.

Ein ruhmreiches Kapitel baltendeutscher Geschichte ist abgeschlossen, ein neues beginnt.

Dr. Joswig.

Die Zusammenarbeit mit den Volksdeutschen in den neuen Reichsgauen

Die Wiedergewinnung der ehemals deutschen Ostgebiete und ihre Besetzung durch deutsche Truppen und Verwaltungsorgane hat Danziger und Binnendeutsche in plötzlichen Kontakt mit den dort lebenden Volksdeutschen gebracht. Beiden Teilen sind Aufgaben zugewiesen, deren Lösung in gemeinsamem Einsatz erfolgen wird. Es ist verständlich, daß Danziger, Binnendeutsche und Volksdeutsche, deren Leben unter verschiedener staatlicher Oberhoheit und unter ganz anderen völkischen Voraussetzungen ablief, Unterschiede im Blickwinkel aufweisen. Nun empfindet man es aber mit Recht als Selbstverständlichkeit des Lebens, daß Menschen, die bisher unter verschiedenen Lebensbedingungen ihr Dasein geführt haben, manche Fragen und Probleme anders sehen. Es ist ganz natürlich, daß wir diese Menschen aufeinander abstimmen müssen. Aber da die zum Aufbau der Verwaltung berufenen Männer aus Danzig und dem übrigen Reichsgebiet ebenso wie die mit wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufgaben Be-

trauten zusammen mit den eingesessenen Volksdeutschen dem einen Ziel, das für alle feststeht, bedingungslos dienen, nämlich aus diesen Gebieten wieder blühendes deutsches Land, einen bedeutungsvollen Sektor im großdeutschen Wirtschaftsleben zu machen, sind die allmählich schwindenden Verschiedenheiten der Ansicht über Teilfragen ohne Bedeutung gewesen. Man ist sich allerseits klar darüber, daß sie mit Naturnotwendigkeiten bestehen mußten und durch die Entwicklung von allein verschwinden werden.

Es bedarf übrigens keiner Erörterung, daß die aus dem Gebiet der ehemaligen Freien Stadt Danzig nach Westpreußen gerufenen Männer durch Danzigs ständige Auseinandersetzungen mit der polnischen Regierung und der polnischen Bevölkerung in seinen Grenzen die Voraussetzungen für eine schnellere Erfassung der Gegebenheiten mit sich brachten als jene Männer, die bis dahin in binnendeutschen Verhältnissen gelebt hatten. Sie erkannten und durchschauten deshalb nicht nur rascher die Polen, sondern finden aus der Ähnlichkeit der Ansatzpunkte heraus auch schneller den Kontakt mit den Volksdeutschen.

Manche verschiedenen Ansichten dürften wohl auch darauf zurückzuführen sein, daß die Männer aus Danzig und dem übrigen Reichsgebiet mit einem großen Auftrag betraut worden sind und infolgedessen mit Recht die große Linie halten und über Details hinwegsehen und -gehen müssen. Die Volksdeutschen aber sind durch ihr Dasein in der polnischen Umgebung zwangsläufig zu einer Lebenshaltung des ewigen Kleinkrieges gezwungen worden. Daher sind sie gewohnt, Einzelheiten stark zu beachten, um so mehr, als diese teilweise gleichzeitig ja auch Fragen ihrer Existenz betreffen. Da ist es zu verstehen und zu berücksichtigen, daß daraus schon gelegentlich verschiedene Ansichten über die Reihenfolge der zu treffenden Maßnahmen, über deren Ausmaß und die Form der Durchführung entstehen können. Es wäre deshalb verfehlt, wollte etwa jemand sagen, daß mit den Volksdeutschen, weil sie gewisse Probleme anders sehen als der Danziger oder der Binnendeutsche, „nichts los" ist. Man wird auch bedenken müssen, daß manch ein Volksdeutscher durch die Neuordnung der politischen Lage in seiner Heimat vor Aufgaben gestellt wurde, auf die er nicht immer vorbereitet sein kann, da ihm in Polen viele Berufe und Aufgabengebiete vollkommen verschlossen waren. Eine gewisse Übergangszeit für die Einarbeitung ist daher notwendig. Dann erst wird man über diesen und jenen eingesetzten Volksdeutschen ein Urteil fällen können. Es wäre nicht einzusehen, daß aus den Reihen der Volksdeutschen nur deshalb keine Beamten genommen werden sollten, weil sie zu polnischer Zeit zwangsläufig andere Berufe ergreifen mußten, obwohl manch einer Lust und Liebe und Eignung für den Beamtenberuf hat. Man muß bedenken, daß die eingesessene Bevölkerung eine für das Beamtentum nicht unwesentliche Voraussetzung erfüllt: Sie kennt wirklich die örtlichen Verhältnisse aus jahrelanger Erfahrung.

Im großen und ganzen gesehen sind die Volksdeutschen Nationalsozialisten. Sie haben, — das lag in ihren Lebensbedingungen — vielerorts allerdings nur unauffällig nach den Grundsätzen des Nationalsozialismus leben können, ohne die dem Binnendeutschen selbstverständlichen äußeren Ausdrucksmittel verwenden zu dürfen.

Wenn irgendwo bei den Volksdeutschen eine ausgesprochene menschliche Niete auftaucht, soll man bedenken, daß von ihnen nicht auf die Gesamtheit geschlossen werden kann. Es ist natürlich in den befreiten Ostgebieten genau so wie überall in der Welt: Diese Nieten versuchen sich vorzudrängen. Sie heucheln überall in der Welt Interesse und Einsatzbereitschaft, um sich persönliche Vorteile zu sichern. Sie müssen, wo sie auftauchen sollten, in ihre Schranken verwiesen werden. Daß sie aber überhaupt existieren, kann man nicht auf ein Schuldkonto des Volksdeutschtums setzen. Es wäre nun denkbar, daß vielleicht hier und da so ein für den Aufbau charakterlich unerwünschter Mensch in den ersten Stunden oder Tagen der wiederaufgerichteten deutschen Herrschaft aus Mangel an Berufeneren oder auch nur, weil er sich rücksichtslos vorzudrängen verstand, mit einer Aufgabe betraut wurde, die nicht in seine Hände gehört. Wenn er nun heute infolge des bekanntwerdenden Vorlebens und der charakterlichen Mängel ersetzt würde, könnte man nicht davon sprechen, daß die Volksdeutschen, auf deren klare Informationen hin ein solcher Mann kaltgestellt würde, Denunzianten seien. Sie tun vielmehr nur ihre selbstverständliche Pflicht, wenn sie ihre Stimme erheben.

Eine Frage erfordert eine besonders eindeutige Feststellung. Es ist bekannt, daß viele tausend junger Volksdeutscher zum Militärdienst ins polnische Heer gepreßt worden waren und brutal in den Kampf gegen ihr Vaterland getrieben wurden. Man kann nun nicht etwa sagen, daß sich die Volksdeutschen dem Einmarsch der deutschen Truppen widersetzt hätten. Im Gegenteil: Die Tatsache, daß junge Deutsche gezwungen wurden, sich in polnischer Uniform den als Befreiern kommenden deutschen Truppen entgegenzustellen, ist der erschütterndste Ausdruck der Tragik der Volksdeutschen in Polen. Jene Photographie in einer deutschen Zeitschrift, die junge Deutsche noch in polnischen Uniformen beim Marsch mit vorangetragener Hakenkreuzfahne zeigt, wirkt wie ein Symbol. Die Deutschen haben, obwohl sie in Polen leben mußten, auf die Hakenkreuzfahne gesehen und ihr Leben, so gut das ging, nach nationalsozialistischen Grundsätzen auszurichten versucht und mit aller Kraft des Glaubens an ihrem Vaterland gehangen. Wenn man das bedenkt, werden nie Mißverständnisse auftauchen können. Menschen, die sich wie die Deutschen in Polen nach der Rückkehr ihrer Heimat ins Großdeutsche Reich sehnten, sind gute Deutsche und brauchen glücklicherweise nicht erst dazu erzogen zu werden. Hü.

Die Lage im Protektorat

Die „fatalen Traditionen" der Vergangenheit und die Rückkehr zu den Tatsachen – Überwundene Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Aufschwung

Die gleiche demokratische Weltpresse, die durch mehr als zwei Jahrzehnte das tschechische Volk als ein Element des Aufbaues gepriesen und die verflossene Tschechoslowakei als eine Insel der Ruhe und Ordnung gefeiert hat, weiß nun schon seit Monaten Schauermären über die gleichen Tschechen und das ihr zum Protektorat gewordene Heimatland Böhmen und Mähren zu erzählen. Nach diesen Berichten explodieren bald da bald dort Bomben, Eisenbahnlinien werden aufgerissen, deutsche Soldaten und Polizisten einfach um die Ecke gebracht, wechseln Streiks und Unruhen mit Sabotageversuchen und Aufwiegelungen. Besonders in England ist man bemüht, der Welt ein Bild der großen Unruhen im Protektorat zu entwerfen, um von den täglichen Zwischenfällen und Unruhen im eigenen Lande und darüber hinaus im ganzen Empire abzulenken.

Es wirkte daher auf die erhitzten englischen Gemüter wie eine kalte Dusche, als jüngst der stellvertretende Ministerpräsident der Protektoratsregierung Dr. Havelka einem Vertreter des Reuter-Büros erklärte, daß die Politik der Protektoratsregierung kein anderes Ziel verfolge, als friedlich mit dem deutschen Volke zusammenzuleben und zu arbeiten. Nur so könne sich das tschechische Volk entwickeln und gedeihen. Nach den Ereignissen dieses Jahres müsse es mit den fatalen Traditionen der vergangenen zwanzig Jahre brechen und von neuem beginnen. Die abgelaufenen Monate des Protektorats haben bereits viele neue und hoffnungsvolle Wege der deutsch-tschechischen Zusammenarbeit aufgezeigt. Infolge des klaren Verständnisses für den Stand der Dinge, weiß die Regierung, daß sie ihrer Verantwortung gegenüber dem Volk und seinem künftigen Wohlergehen nur dann gewachsen sei, wenn sie eine realistische Politik verfolgt. Dr. Havelka betont, es sei einzig und allein Sache des tschechischen Volkes gegenüber der verantwortlichen Regierung über die tschechische Politik zu sprechen, das gehe niemand anderen etwas an. Gleichzeitig verkündete er, daß seine Regierung strenge gesetzliche Maßnahmen gegen alle jene erlassen wird, die sich durch ihr Handeln der Nation entfremdet hätten.

Mit diesem Hinweis hat Dr. Havelka auf die Tätigkeit Dr. Benesch's, der nun in England gastfreundlich aufgenommen worden ist und in seiner Hetzarbeit auf die finanzielle Unterstützung des Foreign Office gefunden hat, und aller jenen Emigranten abzielt, die unter Verkennung der gegenwärtigen Ver-

hältnisse glauben, die gleiche Tätigkeit entfalten zu können wie während des Weltkrieges. Es gehört jedenfalls an den Rand geschrieben, daß die englische Presse die Erklärungen des verantwortlichen tschechischen Ministers totschweigt, während sie den bestellten Lügenberichten über Korrespondenten ganze Spalten einräumt.

Es ist verständlich, daß es den Tschechen nach der Erziehungsarbeit in den vergangenen zwanzig Jahren nicht leicht fällt, sich von den „fatalen Traditionen" der Vergangenheit zu trennen. So wie sie nach den Oktobertagen des Vorjahres betäubt und resigniert dem Ablauf der Dinge gegenüberstanden und nach der ersten Sammlung wieder in die alte Marschrichtung taumelten, so fehlte es bald nach den Märzereignissen nicht an verantwortungslosen Elementen, die mit den Schlagworten eines falschen Nationalismus die Tschechen auf einen Weg bringen wollen, der sie von der Richtung ablenkt, die ihnen die Gesetze der Geschichte ihres Volkes vorgezeichnet hat. Symptomatisch für die Verfassung des tschechischen Volkes mag der Ablauf des 5. und 6. Juli, der Gedenktag der beiden Slawenapostel Cyril und Method und Johannes Hus erscheinen. „Die Tschechen haben", so berichtet die „Zeit", „den 5. und 6. Juli feierlich begangen; die einen, und das waren allein in der Umgebung Prags Hunderttausende, haben sich in den Fluten der Moldau ergötzt, die anderen, zahlenmäßig weniger, stürzten sich in ein Meer der Erinnerungen, luden diese Erinnerungen in Zeitungen ab oder materialisierten sie in der Gestalt von Blumensträußen und legten die Sträuße, Kränze und Girlanden an Denkmälern nieder". Die Heiligen sind gegenüber dem Ketzer Hus noch zu kurz gekommen. Von den Zeitungen stellt nur die „Vlajka", das Blatt des modernen Nationalismus, die Missionäre in den Vordergrund, um übrigens an die Würdigung den Wunsch nach einer allslawischen Einigung durch den allslawischen Ritus zu knüpfen. Im übrigen beherrscht Hus das Feld. An seinem Denkmal auf dem Altstädter Ring, diesem ungetümen Produkt einer verirrten Künstlerseele, häuften sich die Blumen, Fahnen wurden gehißt, und die Blätter ergingen sich in seitenlangen Würdigungen. Wer sie las, wurde um manches klüger. Nur eines wußte er zum Schluß nicht: Wer und was eigentlich in Johannes Hus gefeiert wurde. Ein Gottesstreiter und Glaubenserneuerer? Ein von der römischen Kirche 1415 in Konstanz dem Feuertode übergebener Ketzer, ein Volksheld und nationaler Märtyrer? „Ein Erwecker eines besseren" Menschengeschlechtes oder Umsturzprediger?

Das Wort vom „Erwecker einer besseren Menschheit" steht in den „Lidove Noviny". Mit dem gleichen Recht, mit dem nun von dem Leser verlangt wird, diese Worte für wahr zu nehmen, kann dieser Leser aber darauf hinweisen, daß die Tschechen selbst offensichtlich nicht zu der von Hus geformten besseren Menschheit gehören. In einem anderen Husartikel im gleichen Blatt, ist nämlich über diesen zu lesen, man könne Gift darauf nehmen, daß kaum fünfzig Tschechen das Glaubenserneuerungswerk Husens kennen und ebenso kaum fünfzig diesem Werk gemäß leben."

Auf das tschechische Volk wirkten nicht nur die Propheten eines falschen Nationalismus ein, deren Tätigkeit eben die Geistesverwirrung an den beiden Feiertagen gezeigt hat, sondern auch die durch ausländische Rundfunksendungen genährte Flüsterpropaganda, durch die im Hinblick auf die weltpolitische Lage Hoffnungen genährt wurden, die gefährliche Illusionen darstellen. Es mag ein Zeugnis für den gesunden Realismus der überwiegenden Mehrheit des tschechischen Volkes sein, wenn in den bedeutendsten Zeitungen diesen Illusionen und Träumereien eine klare Absage erteilt wurde.

So schrieb an einem Tage die „Narodní Noviny": Tatsächlich bedürfen heute die breitesten tschechischen Volkskreise einer realistischen Belehrung über die großen Verschiebungen, die sich in den letzten Monaten ereignet haben, damit sie sich keinen phantastischen Illusionen hingeben. Je schöner die Illusion, um so schmerzlicher die Enttäuschung, die die politischen Tatsachen bringen. Es ist Aufgabe aller öffentlichen Faktoren, in ihrem Wirkungskreise die öffentliche Meinung zu beeinflussen und überspannte Illusionen abzukühlen. Verwunderlich sei, daß zahlreiche ehemalige Politiker noch immer keinen klaren Blick für die gegenwärtige Situation und die politische Entwicklung haben. Das lyrische Getue mit der Vaterlandsliebe dürfe nicht so weit gehen, daß die Mehrheit des Volkes den festen Boden unter den Füßen verliert und auf dem Sand der politischen Illusionen und Phantome auf-

bauen will. Mit dem Niederlegen von Blumen und Kränzen an Denkmälern, mit Liedern und mit lyrischen Ergüssen über Vaterlandsliebe läßt sich weder die Freiheit erhalten, noch die nationale Existenz sichern. Freilich müsse man voraussetzen, daß die in den letzten Jahren begangenen Fehler sich nicht über Nacht gutmachen lassen und daher eine gewisse Zeit für die Umorientierung der tschechischen Bevölkerung notwendig sei.

„Venkow" betonte im Leitartikel neuerdings den realistischen Sinn der Tschechen. Das Blatt verweist auf die folgenschweren Illusionen, denen sich das tschechische Volk in der Vergangenheit hingab, als es meinte, im Mittelpunkt des Weltgeschehens zu stehen. Es wurde aus diesem Traum durch harte Erfahrungen in die Wirklichkeit zurückgeführt. Heute hat das tschechische Volk, das so oft in der Geschichte enttäuscht wurde, aufgehört künstlichen Kombinationen und Erfindungen Glauben zu schenken, und rechnet mit den Tatsachen. Es hat sich das einzige Programm gestellt: Die Erhaltung des Lebens und der Eigenart des tschechischen Volkes. Es bedarf heute keiner „Erwecker", sondern fleißiger Arbeiter, nüchterner und energischer Führer. Das Volk wendet sich ab von den Träumen und geht zur ruhigen Arbeit über. Es weiß, daß die Dinge im böhmisch-mährischen Raum im gegenseitigen Verständnis und Zusammenwirken gestaltet werden. Allzu sehr wurde in der Vergangenheit gegen die Wahrheit gesündigt. Die Tschechen wären allzu naiv, wenn sie den Gerüchten Glauben schenkten, daß die Welt lediglich sie in Erinnerung habe. Es liegt *in der Hand der Tschechen*, das Schicksal ihres Volkes zu erleichtern oder zu verschlimmern. Und da sie das Schicksal erleichtern wollen, kehren sie zu den Tatsachen zurück und werden das Volk immer wieder dazu anregen, an den Tatsachen festzuhalten. (Zitiert nach „P. Z. D.")

+

Dieser gesunde Realismus im tschechischen Volke findet seine immer fühlbarer werdende Stärkung durch die Erfolge der Neuordnung im böhmisch-mährischen Raume. Die Arbeitslosigkeit im tschechischen Gebiete ist fast restlos überwunden. Ja es zeigt sich heute schon ein fühlbarer Mangel an Arbeitskräften. So fehlen allein in der Landwirtschaft 36 000 Arbeiter, für den Bau und die Instandhaltung von Verkehrswegen sind weitere 20 000 Arbeiter erforderlich, und für die bevorstehende Hopfenernte fehlen 40—50 000 Pflücker, so daß der gegenwärtige Stand der Arbeitskräfte bereits ein Minus von 100 000 aufweist. Probleme der verschiedensten Art, die bisher keine Lösung erfahren konnten, gehen ihrer Verwirklichung entgegen. Straßenbauten sind in Angriff genommen, neue Fabriken entstehen. Der Güterverkehr hat nach der Eingliederung Böhmens und Mährens eine gewaltige Steigerung erfahren. So wurden im Monat Juni um 203 000 Waggons, das sind also 10 %, mehr verladen als im Monat Mai. Im ersten Halbjahr 1939 wurden 1,1 Millionen Waggons verladen, das sind rund 500 000 Waggons mehr als im gleichen Halbjahr des Vorjahres. Und wenn durch die Neuordnung des Wirtschaftslebens hie und da eine Produktionsumstellung notwendig geworden ist, so sind alle Maßnahmen getroffen worden, um die Übergangsschwierigkeiten auf möglichst raschem Wege zu beseitigen. So stärkt sich im tschechischen Volke das Gefühl der Ordnung, die es immer selbst angestrebt hat und durch die politische Entwicklung immer wieder gestört wurde. Als Auswirkung des sich stärkenden Ordnungsbewußtseins muß die Haltung gewertet werden, die das tschechische Volk nun heute der Judenfrage und der Korruption der Vergangenheit gegenüber einnimmt.

Heute wird vom tschechischen Volk eine Beseitigung der Juden aus dem Wirtschafts- und öffentlichen Leben gefordert. Die Regierung selbst hat die Herausgabe eines Judengesetzes angekündigt, das das jüdische Problem auf gesetzlichem Wege geregelt wird. In zahlreichen tschechischen Gemeinden ist bereits durch Polizeiverordnungen den Juden der Besuch von Gaststätten, Badeanstalten und anderen öffentlichen Einrichtungen untersagt.

Nicht minder interessant ist das Echo, daß der Beschluß des Vorstandes der „Nationalen Vereinigung" betreffend die Errichtung eines Volkstribunals gegen politische Korruptionisten, und über die Revision des Vermögens ehemaliger tschechischer Politiker ausgelöst hat.

„Narodni Politika" erklärt, daß mit dieser Maßnahme einem *dringenden Wunsche der gesamten tschechischen Öffentlichkeit* Genüge getan werde, denn es handle sich hier um die Beseitigung eines Übels, das bereits allzulange das tschechische Volk beunruhigte. Der Vorschlag,

ein Volkstribunal gegen die Korruptionisten zu errichten, sei gut durchdacht und ausgearbeitet, besonders aber aufrichtig gemeint. Die Voraussetzung für ein erfolgreiches Arbeiten des Tribunals sei, daß es sich aus Personen zusammensetze, die über alle Zweifel erhaben sind, so daß die Möglichkeiten parteiischer, politischer oder persönlicher Tendenzen vollkommen ausgeschlossen sind.

„Národní Střed" schreibt, vor das Volksgericht werde ein jeder zitiert werden, der seine öffentliche Stellung zur persönlichen Bereicherung mißbraucht hat. „Lidový Deník" stellt fest, daß die Forderung nach politischer Sauberkeit die scharfe Kampfansage gegen alle Politiker, die ihre Stellung und ihre öffentliche Funktionen zur persönlichen Bereicherung mißbraucht haben, gerecht sei.

„Vlajka" verweist darauf, daß in der tschechischen Öffentlichkeit wohl heute wieder viel von positiver Aufbauarbeit gesprochen und geschrieben werde, man aber leider oft übersehe, daß bei diesem Aufbau die alten morschen und faulen Grundlagen belassen werden. Noch immer herrsche der alte Geist vor, eine jede Partei hüte ängstlich ihren eigenen Anstrich in ihrer Ecke der tschechischen Häuslichkeit. Auf dieser Grundlage werde sich der Aufbau nicht vollziehen lassen. Zum Bau der neuen tschechischen Heimat sei ein sauberer Platz und eine reine Grundlage notwendig. (Zitiert nach P. Z. D.)

Wenn man in den letzten Wochen durch das Protektoratsgebiet fuhr, so war unschwer zu erkennen, daß es die Arbeit ist, die das wirksamste Element im Lande ist. Die Arbeit hilft bestehende Spannungen zu verhindern und Gegensätze zu überbrücken, und wenn man mit dem Manne auf der Straße über die Probleme seines Volkes spricht, dann klingen wohl alle Unterredungen in dem Wunsche aus, daß sich die Völker, die so lange Jahrzehnte in Kampfbereitschaft gegenüber gestanden sind, in einer dauernden friedlichen Arbeit finden mögen. Heute erkennen bereits weite Kreise des tschechischen Volkes, daß die Deutschen nicht so sind, wie sie ihm vom vergangenen System hingestellt worden sind. Sie lehnen daher die Methoden politischer Winkelzüge gegenüber dem Deutschtum ab und es muß als bezeichnend für die neue Haltung weiter tschechischer Kreise gewertet werden, wenn das Blatt des jungen tschechischen Nationalismus erklärt, daß die Tschechen sich niemals auf dem Wege der Taktik verständigen werden, sondern den Mut haben müssen aus den Irrwegen der Vergangenheit zur Wahrheit zurückzufinden. Nur auf dem Wege der Zusammenarbeit mit dem Deutschtum würden sie ihre geschichtlichen Aufgaben lösen. Hierzu sei aber nicht Taktik, sondern eine Idee notwendig.

+

Den von seiner Führung geforderten Realismus hat das tschechische Volk in den kritischen Augustwochen bewiesen und den folgenden Ereignissen gegenüber bekundet.

Rußland war bei jenen, die sich enttäuscht vom demokratischen Westen abgewandt hatten, die stille Hoffnung geblieben, auch wenn man sich mit dem inneren System des bolschewistischen Staates nicht abgefunden hat. Irgendwie und irgendwann erhoffte man von ihm die Herstellung des Versailler Status quo in Mitteleuropa, auch wenn man über die tschechischen Dörfer und Städte nicht die Fahnen mit Sichel und Hammer wehen sehen will. Diese Hoffnung sank mit dem Abschluß des deutsch-russischen Abkommens rasch dahin. Er stürzte die unentwegten Gestrigen aus der Welt ihrer Illusionen und ließ sich rascher, als erwartet, mit den Realitäten der Gegenwart abfinden, was um so leichter möglich war, als ihre Umwelt den neuen Gegebenheiten bereits nüchtern ins Auge blickt und ihr Leben darnach gestaltet.

Darüber war sich das tschechische Volk daher in seiner Gesamtheit bald im klaren, daß die neue politische Konstellation ihre tiefen Nachwirkungen auf ganz Europa mit sich bringen werde. Es lieh daher jenen nicht sein Ohr, die auf Englands entschlossene Haltung hinwiesen und Deutschlands Situation grau in grau malten. Als England dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, da schrieb die tschechische Presse, die Zeiten seien vorbei, in denen England der ganzen Welt diktieren könne. Am Horizonte zeichnen sich die Konturen einer neuen Welt ab, in der die Völker nach ihren Gesetzen, aber nicht unter Englands Szepter ihr Leben gestalten werden. Die kriegerischen Ereignisse in Polen und gegen England haben das tschechische Volk auf das stärkste und sicher auch auf das nachhaltigste beeindruckt. *Man kann sagen, daß die täglichen Heeresberichte die Meinung eines Volkes gewandelt haben.* Wenn man in diesen Tagen die tschechischen

Blätter durchgelesen hat, dann konnte man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß in ihnen ehrlich um eine Neugestaltung des tschechischen Lebens, wie es sich aus den neuen Verhältnissen als notwendig erweist, gerungen wird. Die deutschen Waffentaten haben die Tschechen ihr eigenes Schicksal vor Jahresfrist ausmalen lassen. Die Stimmung, die in diesen Tagen das tschechische Volk beseelt, bringt vielleicht ein Aufsatz der „Lidove Listy" zum Ausdruck, in dem es unter anderem hieß:

„Auch das tschechische Volk stand im Vorjahr vor der schicksalhaften Entscheidung, gegen den großen deutschen Nachbar mit der Waffe anzutreten oder in Frieden alles zu beseitigen, was der europäischen Beruhigung und insbesondere dem guten Verhältnis und der Zusammenarbeit zwischen dem tschechischen und dem deutschen Volke im Wege stand. Tausende und Tausende tschechischer Leben wurden gerettet und das schöne Böhmerland vor den Kriegsgreueln bewahrt. Die Erklärung des Staatspräsidenten Dr. Hacha und der tschechischen Regierung entspricht daher der aufrichtigen Überzeugung und der begründeten Auffassung eines jeden vernünftigen und nüchternen Tschechen. Nach Jahr und Tag sehen wir am polnischen Beispiel, wie schlecht sich eine leichtfertige Politik der Abenteuerlust bezahlt macht, die ihre eigenen Kräfte überschätzt und die Tatsachen mißachtet. Vor einem Jahr jauchzte Polen über den Fall der Tschechoslowakei und raubte uns mit Zustimmung Englands und Frankreichs tschechische Gebiete. Der polnische Staatspräsident, Marschall Rydz-Smigly und andere polnische Vertreter bereisten in triumphaler Weise diese Landstriche und die polnische Presse blähte sich auf und vergaß, daß Hochmut vor den Fall kommt. Und dieser Fall ist sehr bald eingetreten. Die Polen vermögen schon heute nicht einmal ihre eigenen Gebiete zu schützen. Sie sind den Engländern mit derartigen Folgen auf den Leim gegangen, die so überzeugend sind, daß niemand mehr Lust verspürt, das polnische Beispiel nachzuahmen. Wenn einmal mit dem Staat hasardiert wurde — mit dem Volk wird niemand mehr hasardieren."

Wie tief der Wandel ist, der sich in den letzten Wochen vollzogen hat und wie sehr sich die Erkenntnis für den Sinn des revolutionären Geschehens unserer Tage durchringt, dafür gibt ein Aufsatz Zeugnis, der aus der Feder des bekannten tschechischen Militärschriftstellers Moravec stammt. Dieser tschechische Generalstabsoffizier, der über zwei Jahrzehnte hindurch für die Barrierenpolitik der ehemaligen Tschechoslowakei eingetreten ist, ist des Verdachtes eines billigen Opportunismus erhaben. Aber er ist zuviel Patriot und Realist, um unerfüllten Wünschen nachzutrauern. Er hat aus den veränderten machtpolitischen Verhältnissen die Konsequenzen gezogen und weist seinem Volke den Weg, den es gehen muß, wenn es die Zeichen der Zeit richtig versteht.

Oberst Moravec schreibt:

„Vor 30 Jahren gab es keinen tschechischen Politiker, der geglaubt hätte, daß die Tschechen einmal einen selbständigen Staat haben würden. Deshalb wurden für einen so außerordentlichen Fall der geschichtlichen Entwicklung bei uns Tschechen keine grundlegenden Vorbereitungen getroffen. Das ständig betonte historische Staatsrecht hatte politisch schwache Füße. Selten wurde sich jemand ehrlich dessen bewußt, daß die Länder der Böhmischen Krone, zu welchen auch Preußisch-Schlesien gehörte, vor dem 7jährigen Kriege eine mehrheitlich deutsche Bevölkerung hatten.

Unter Friedrich dem Großen begann nicht nur die Teilung des polnischen Königreiches, sondern es kam bereits früher zur Teilung der Länder der Böhmischen Krone. Gerade dieser Teilung der historischen Länder, bei welcher Schlesien und die Lausitz unter preußische Herrschaft kamen, danken wir es, daß in Böhmen und Mähren das tschechische Element zu neuer nationaler Arbeit erwachen konnte, so daß es sich auf dem Rest des alten historischen Bodens politisch aktiv zur Geltung bringen konnte.

Als sich während des Weltkrieges die Westmächte für den Gedanken einer Liquidation Österreich-Ungarns gewinnen ließen, ergaben sich deshalb Schwierigkeiten. Niemand wußte ordentlich, wie der neue tschechische Staat aussehen sollte, sobald Österreich-Ungarn aufgeteilt sein würde. Das tschechische Volk lebte nicht nur in der Nachbarschaft des deutschen Volkes, es lebte inmitten des deutschen Volkes.

Eine Nachbarschaft sieht ganz anders aus je nachdem, ob dieser Nachbar ein selbständiges und eventuell großes Haus an der Seite unseres Häuschens hat oder ob wir

mit ihm in einem gemeinsamen Gebäude wohnen. Der Versuch, aus dem deutschen Raum durch die Bildung eines lebensunfähigen Österreichs und durch Anknüpfung an die Slowakei im Donauraum herauszugelangen, ist gescheitert.

In Mitteleuropa wirken seit dem vergangenen Jahrhundert zusammenlaufend drei große Druckkräfte: Die deutsche, die russische und die italienische. Unter diesen Kräften muß fortschreitend das Mosaik der kleinen Staaten reformiert werden, welche die westliche Politik zu dem Zwecke ins Leben gerufen hat, daß sie in erster Reihe die deutschen und russischen Druckkräfte abbremsen. Damals zeigte sich in Mitteleuropa als vierter Druck der französisch-britische, der den Zutritt der Deutschen zum Donauraum und den Zutritt der Russen auf den Balkan verhindern sollte.

Deshalb erhielt die ehemalige Tschechoslowakei im Westen eine für Berlin sehr unangenehme Grenze mit Polen und im Osten Polen eine für Rußland unangenehme Grenze mit Rumänien und der Tschechoslowakei. Karpathenrußland gab der Westen nicht aus Liebe den Tschechen und den dortigen Gebirglern, sondern damit die Tschechen den Tatarenpaß gegen die Russen hüten sollten, durch welchen das russische Heer einmal in die ungarische Ebene eindringen könnte.

Nach dem Weltkriege fürchtete der Westen Deutschland weiter, aber er hatte nicht geringere Befürchtungen vor Rußland, das in einer gefährlichen Revolution gärte. Deshalb erhielt Polen zehn Millionen Ukrainer und Weißrussen, deshalb erstreckte sich die Tschechoslowakische Republik bis zu den Grenzen der Bukowina, deshalb wurde es gebilligt, daß Rumänien Bessarabien besetzte.

Als der Westen im Jahre 1919 den Bau des östlichen Teiles Mitteleuropas unter seinem Protektorate begann, leitete ihn der Gedanke, wie man die überaus gefährliche Bildung einer gemeinsamen deutsch-russischen Grenze verhindern könnte. Es war dies die Angst vor einem gemeinsamen Marsche Deutschlands und Rußlands nach dem Süden: Deutschlands nach Afrika und Vorderasien und Rußlands nach Südasien, zum Indischen Ozean. Diesem historischen Marsch Deutschlands und Rußlands konnte England seine mächtige Flotte nicht in den Weg stellen, denn von Berlin führt nach Deutsch-Ostafrika bis nach Kapstadt der Landweg. Diesen Weg legt heute schon mehr als ein Automobil zurück. Heute gelangt man von Prag im Schlafwagen über Konstantinopel, Damaskus, Kairo, entlang des Nils tief nach Mittelafrika bis zur abessinischen Grenze. Auch an der russischen Südgrenze in Mittelasien haben sich die Kommunikationsmöglichkeiten bedeutend geändert. Im vergangenen Jahre wurde die Strecke vom Kaspischen Meer über Persien, zum Persischen Meerbusen fertiggestellt, von der Bagdadbahn von Konstantinopel nach Basra zu schweigen.

Durch die modernen Verkehrsmittel verkürzen sich die Entfernungen und damit wachsen die natürlichen Lebensräume der großen Wirtschaftseinheiten, wo stets das größte Volk führt. Das heutige Rußland stellt einen Verband autonomer Republiken verschiedener Völker ohne wirtschaftliche und verwaltungs-strategische Autonomie dar. Es geht um eine kulturelle Autonomie, wie auch die Autonomie des tschechischen Protektorates im Rahmen des Deutschen Reiches gedacht ist.

Wer aber glaubt, daß dies der Weg zum Untergang der kleineren nationalen Kulturen sei, der lebt in abgetragenen Vorstellungen einer alten Ideologie. Die großen Wirtschaftseinheiten heben die arbeitenden Schichten empor, welche die breite Grundlage der neuen zivilisatorischen und kulturellen Schöpfung sind. Der starke, wirtschaftlich gesicherte kleine Mann ist die Hauptsäule der nationalen Kraft. Wer dem kleinen Mann Arbeit gibt, wer seinen Wohlstand und sein Selbstbewußtsein erhöht, der festigt in einem kleinen Volke auch die Eigenständigkeit und die kulturelle Lebenskraft.

Es gibt heute keinen kleinen Staat, der nicht irgendeinen mächtigen Patron hätte. Wir Tschechen haben uns nach langen westlichen Irrungen und Enttäuschungen mit dem deutschen Volke versöhnt und sind in den Verband des Deutschen Reiches eingetreten. Seine Sorgen wurden so unsere Sorgen, seine künftige Blüte wird auch unsere Blüte sein.

Dieser Tage wurde die Demarkationslinie zwischen den Deutschen und Russen in Polen abgesteckt. Die Rote Armee befindet sich vor den Toren Warschaus. Die deutsche Bewegung nach Osten und die russische Bewegung nach Westen ist zum Stehen gekom-

men. Erfahrene Hausfrauen pflegen zu sagen: Beginnt man zu räumen, so muß man es mit einem Schlag abtun, wenn man nicht den Kehricht aus dem unaufgeräumten Raume in den gesäuberten Raum verschleppen will.

Es geht jetzt darum, ob mit dem polnisch-deutschen Krieg, durch welchen in einer Kammer Europas aufgeräumt wurde, die Bewegungen in Mitteleuropa zu Ende gehen, oder ob dies der Beginn eines „Grundräumens“ auf dem ganzen alten Kontinent ist, welcher Europa, Afrika und Asien umfaßt.“

Die angeführten Beispiele mögen Zeugnisse einzelner sein für den Realismus im tschechischen Volke. Der Fahnenschmuck, in dem Prag und die übrigen Städte des Protektorats gleich den Städten und Dörfern des Reiches nach Abschluß des Polenfeldzuges prangte, und der Jubel, mit dem die Prager den Einzug der Leibstandarte „Adolf Hitler“, die nach dem Polenfeldzug wie vorgesehen in Prag Quartier nahm, in die Moldaustadt begleiteten, sind Äußerung der Öffentlichkeit, die sich nicht „anordnen“ lassen. Es ist gewiß schon lange her, daß im alten hunderttürmigen Prag die Symbole des Reiches friedlich neben den böhmischen Landesfahnen wehten und Deutsche und Tschechen „Heil“ und „Nazdar“ riefen, aber es geschieht nicht zum erstenmal. Es wird auch noch eine geraume Zeit brauchen, bis die neuen Verhältnisse allen zur Selbstverständlichkeit werden und man ihnen ohne Ressentismen begegnet. Aber man darf diese Stimmen der vielen einzelnen nicht überhören und die Symptome einer neuen Entwicklung im böhmisch-mährischen Raum nicht übersehen.

Unter dem Eindruck der letzten Führerrede hat eine tschechische Korrespondenz für die Provinzpresse, die im kleinsten Dorf gelesen wird, geschrieben: „Uns Tschechen im Protektorat möge folgende Feststellung gestattet sein: Wir haben die Worte des Führers verstanden. Diese Worte haben unserem Verstand und unseren Herzen die Ziele der deutschen Politik und des großdeutschen Reiches nähergebracht. Zu dem stählernen Block, von dem Feldmarschall Göring sprach, gehören auch wir, Männer des Landes Böhmens. Und wir haben heute keine anderen Ziele als die vom Führer aufgezeigten, und wir wollen auch keine anderen haben.“

— rer —

Bücher des deutschen Ostens

Die volkhafte Dichtung der Gegenwart hat die große Wende im deutschen Schrifttum mit sich gebracht vom Intellekt zum Blut, vom Ich- zum Wir-Gedanken. Der Einzelmensch ist nicht mehr auf sich selbst gestellt und „nur sich selbst verantwortlich“, wie ihn vergangene Zeiten auffaßten, sondern er ist der Mittler zwischen Vergangenheit und Zukunft, ein Glied in der Ahnenreihe, die sich durch ihn weiterflechten will. Er ist Erbe und Ahnherr zugleich. So ist er auch von Heimat und Volk nicht mehr zu lösen. Darum wird aber auch der deutschen Heimat in der neuen Dichtung so viel Raum gegeben und damit auch vor allem den beiden Romangattungen, die sie neben der Lyrik und Erzählung behandeln, dem Bauernroman und dem historischen Roman. Beide haben, wenn auch in verschiedener Form, die endlose Kette der Geschlechter zum Kindheitserinnerungen, der Bauer nicht mehr wie einst die Summe vertrauter, gemütvoller Kindheitserinnerungen, der Bauer nicht mehr der gutmütig geduldete, seltsam knorrige Sonderling, die geschichtliche Persönlichkeit nicht mehr der strahlende Sieger allein oder der leuchtende Tugendheld, sondern die Heimat ist zu einem Stück des „ewigen Deutschland“, der Bauer zum Bauerntum, der Feldherr zum soldatischen Menschen und Träger eben dieser geistigen und sittlichen Haltung und jede andere historische Persönlichkeit zu der ihr gemäßen Lebens- und Wesensform geworden. Die Besinnung unseres Volkes auf sich selbst und die gewaltige Idee vom Reich aller Deutschen hat den Blick auch auf das Deutschtum in den Grenzmarken und im Ausland gelenkt, wo gerade in der Zeit der Abwehr des Fremden und der Wahrung des Erbes alle schöpferischen Kräfte am Werk sind. Aus der Fülle des neuesten Schrifttums

aus dem deutschen Osten und über ihn sei daher hier eine Reihe herausgestellt: Ilse Schönhoff-Riem hat im v. Hase u. Köhler-Verlag zu Leipzig „Die Burg“ herausgebracht, ein Buch „vom Ringen um das deutsche Bollwerk im Osten“. Das Schicksal der Marienburg, die auch heute noch jedem Deutschen das stolze Sinnbild für den Wehrgeist und Wehrwillen im Deutsch-Ordensland ist, liegt diesem Werk zugrunde. Dieser Pfeiler des Deutschtums nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg wird mit übermenschlicher Kraft und nahezu mythischer Glaubensinbrunst gegen den Ansturm des Slawentums gehalten von Heinrich von Plauen und den wenigen Getreuen, deren Glaube, Mut und Zuversicht allein in seiner gewaltigen Führerpersönlichkeit und seiner Sendung beruht. Eine starke Spannung schwingt durch die schlichte und doch sehr lebendige Darstellung der Ereignisse und Persönlichkeiten auf Freund- und Feindesseite und erhebt sich mitunter zu dramatischer Stärke. Das Buch sollte vor allem in die Hand der deutschen Jugend gegeben werden.

Auch Hans Friedrich Bluncks neuer Roman „Wolter von Plettenberg, Deutschordensmeister in Livland“, den die Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg herausgebracht hat, ist ein Roman des Ordens. Auch er hat keinen über lange Zeit gedehnten Geschichtsabschnitt als Hintergrund. Aus den letzten erbitterten Kämpfen um die Deutscherhaltung des Landes gegen den Ansturm Iwans des Schrecklichen hebt sich auch hier die gewaltige Persönlichkeit eines Führers heraus, des livländischen Ordensmeisters Wolter von Plettenberg. In jenen politisch und religiös schon so unruhigen und gelockerten Zeiten ist er es, der alles, was kraftvoll und deutsch und heldisch ist, zusammenfaßt und den Sieg erkämpft. Die einzelnen Kampfhandlungen, vor allem die Schilderung der Schlacht bei Pleskau, sind meisterhaft gestaltet. Zu den heroischen Zügen des Meisters steht seine zarte Zuneigung zu einer einzigartigen Frauengestalt in wirkungsvollem Gegensatz. Sie führt ihn jedoch nicht zur Milderung seiner strengen Auffassung vom Geiste des Ordens oder gar zum Protestantismus, sondern zu einer geläuterten Marienauffassung. Sein Leben gilt weiterhin nur dem Orden und damit dem Kampfe für den deutschen Osten. Das Werk ist groß in der Anlage, groß auch im Einzelnen und getragen von der wundervollen Sprache des Dichters.

Einer viel späteren Führerpersönlichkeit, die auf der Höhe ihres Schaffens auch dem Osten verhaftet war, ist der Roman von Albert Krebs „Rebell von Gottes Gnaden. Reichsfreiherr vom Stein“ gewidmet, der bei Hans Köhler, Hamburg, erschienen ist. Lebensbilder geschichtlicher Persönlichkeiten in Romanform bergen immer die Gefahr in sich, daß entweder der Held auf Kosten der Darstellung des dazugehörigen Zeitbildes zu kurz kommt oder die Persönlichkeit über Gebühr und entgegen der geschichtlichen Wahrheit das Werk zu stark beherrscht. Hier das rechte Maß gefunden zu haben, ist ein Verdienst des Dichters. Es bricht sich tatsächlich ein bedeutungsvoller Abschnitt preußisch-deutscher Geschichte an der überragenden Gestalt Steins. Hier ersteht das Bild einer durch keine Widerstände zu hemmenden heldischen Persönlichkeit, die einzig ihrer Sendung gehorcht. Im Dienste verschiedener Herrscher und Länder geht er seine Bahn vom Referendar bis zum Minister in Ungnaden. Inmitten aller Kleinlichkeiten der damaligen politischen Zerrissenheit denkt er nicht in Fürstentümern und Jahrzehnten, sondern in Reich und Jahrhunderten. So wird er der große Reformer von der Bauernbefreiung bis zum organisierten Abwehrkampf gegen Napoleon. Er, der Feind des bequemen Lebens, der so viele persönliche Opfer an Gesundheit und Ruhe bringt, und nur das Ziel im Auge hat, muß immer wieder seine Kraft verschwenden an Neider in den eigenen Reihen, an die Unzulänglichen und Besserwisser. Der unbeugsame Wille dieses Einsamen und der unerschütterliche Glaube an Aufgabe und Volk sind das Große an der gut durchgezeichneten Hauptfigur, neben der naturgemäß Begleitpersonen und Gegenspieler die geringere Rolle spielen. So, von den großen Männern ausgehend, die „die Geschichte machen“, sollten wir auch auf den Schulen immer mehr Geschichte treiben. Dieses Buch ist ein ausgezeichnetes Mittel dazu in der Hand der Lehrerschaft. Darüber hinaus aber bringt es jedem deutschen Volksgenossen diese große Zeit des Aufbruchs von damals herzlich nahe.

Auch Fritz Helkes Roman „Das Ehrenwort“, Verlag Breitkopf u. Härtel in Leipzig, spielt in der Franzosenzeit. Die Handlung ist in das Jahr 1809 verlegt, als

die deutschen Staaten Napoleon Heerfolge leisten mußten. Es gärt bereits in Preußen. In dem altmärkischen Flecken Groß-Reppen plant die Bevölkerung unter dem Leutnant a. D. Werner von Puttlitz mit der gesamten Umgebung einen Handstreich auf Magdeburg und die Erhebung im ganzen Lande. Sein Vetter aber, der Patronatsherr, Rittmeister a. D. des aufgelösten Regiments Gensdarmes, dem auch sein Vetter Werner zugehört hat, lehnt das Vorhaben als Meuterei ab und gibt einem in Napoleons Diensten stehenden westfälischen Offizier die ehrenwörtliche Bürgschaft dafür, daß kein Aufstand unternommen werden würde. Der Konflikt zwischen Pflicht und Ehre der beiden Offiziere, zwischen denen vermittelnd die liebenswürdige Frauengestalt der jungen Ulrike steht, geben dem Buch die Spannung bis zum letzten Augenblick, wo beide Männer mit ihrem Leben für das einstehen, was sie als Recht erkannt haben. Das ganz auf Handlung abgestellte und lebendig geschriebene Buch darf seines Erfolges, zumal bei der soldatischen Jugend, sicher sein. In die Zeit nach dem Weltkrieg führt uns Ulrich Sanders Roman „Axel Horn", der bei der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg herausgekommen ist. Schon in der Sprache ist er eine Besonderheit, wie alle Werke Sanders, kurz, klar, wahr. Die Sätze sind oft wie dienstliche Meldungen oder Befehle hingesetzt, so lang wie nötig, doch so knapp wie möglich. Das ist die unbestechliche Art des Norddeutschen aus „Schwedisch-Vorpommern" und im Besonderen des alten Frontoffiziers. Das Schicksal eines solchen Mannes ist auch Gegenstand dieses Romans. Axel Horn, Sohn eines vorzeitig wegen unbeugsamer Rechtlichkeit abgehalfterten Obersten, erfüllt seit seinen Knabenjahren unaufhaltsam das Gesetz seines Blutes. Ist seine Jugend eine einzige heilig-ernste Bereitschaft zum Dienst an Heimat und Vaterland, so folgt im Weltkriege und erst recht in der Männer fordernden Kampfzeit die große Bewährung. In dieser Figur wird die Gestalt des deutschen Kriegsoffiziers schlechthin in seinem unpathetischen Kampfgeist, seinem selbstverständlichen Führertum und zähen Durchhalten durch vier Jahre Krieg, durch Grenzschutzkampf und Ringen um ein neues Vaterland bis zum Tode durch Meuchelmord zum Erlebnis. Auch die Frauen dieses Romans sind lebenswahr gezeichnet und erheben sich in den maßgebenden Figuren zu jenen gesunden, jugendfrischen, lebensfrohen Lichtgestalten, wie wir sie als Mütter unseres erneuerten Volkes und Garanten für ein größeres und schöneres Deutschland heute heranblühen sehen.

Der schon vor einiger Zeit im Grenzland-Verlag Gustav Boettcher, Schloßberg-Ostpreußen und Leipzig, erschienene, mit ausgezeichneten Lichtbildaufnahmen ausgestattete Band „Deutsches Grenzland Ostpreußen" von Dr. Walther Franz und Dr. Erich Krause, mit einem Begleitwort des bekannten Germanisten Prof. Dr. W. Ziesemer, eröffnet eine längere Reihe von ostpreußischen Heimatbüchern. Für die Gesamtdarstellung eines Gaues in gemein-verständlicher Form sind zwei Wege gegeben, einmal die dichterische Schau, wie sie uns etwa Friedrich Griese in „Das ebene Land" von Mecklenburg gegeben hat, oder die wissenschaftlich fundierte, aber aufgelockerte Beschreibung, die Form, die hier gewählt worden ist. Über Geologie, Geschichte und Volkskunde Ostpreußens, über Besiedlung und Wirtschaft im allgemeinen und dann gesondert über die einzelnen Landschaften wird hier aus berufenem Munde sehr lebendig berichtet. Da aber aus dem Ganzen nicht nur das gründliche Wissen um die Dinge, sondern das persönliche Erleben spricht, ist hier ein vorzügliches Heimatbuch entstanden, das seine im Vorwort bezeichnete Werbeaufgabe durchaus erfüllt: „Deutschland muß wissen, welche materiellen und geistigen Güter Ostpreußen dem großen Vaterlande freudig gespendet und geopfert hat, muß wissen, daß wir des Reiches bedürfen und das Reich unser. Ostpreußens Schicksal ist Deutschlands Schicksal." Die von Dr. Krause mit künstlerischem Feingefühl geschaffenen Lichtbilder von Landschaft und Menschen sind in der Motivwahl, im Stimmungsgehalt und in der Technik kaum zu übertreffen. Der Heldenfriedhof am Schwenzaitsee oder die Aufnahmen der kurischen Fischer sind nahezu etwas Endgültiges.

Die schönen Lichtbilder von Dr. Erich Krause begegnen uns, wenn auch drucktechnisch nicht immer ebensogut herausgebracht, auch in „Haff und Schilf, das Buch von den Menschen und der Landschaft der Memelmündung" im Holzner-Verlag, Tilsit. Dieses Buch hat den Vorzug, einer ganz besonderen Lebendigkeit, die mitten aus dem werkfrohen Alltag der Kurenfischer schöpft, das ein Leben

der Arbeit und erbitterten Kampfes mit dem Wasser ist. Ein Fischerssohn aus Karkeln erzählt von „Mein Ahn, der Fischer Genuth“ und das Nachwort des Büchleins sagt, es sei „keine Dichtung, sondern einer wahren Begebenheit nacherzählt“. Wie aber erzählt wird, wie hier künstlerisch gesteigerte Wirklichkeit gestaltet wird, das ist doch Dichtung, eine schlichte, manchmal etwas brüchige vielleicht, aber getragen von der Stärke und Wucht des persönlichen Erlebens und von der großen Liebe zur Heimat am Haff. Auch in Dr. Fritz Steinigers „Vogelparadies Drausensee. Ein Bilderbuch über Vogelleben, Entenjagd und Fischerei“, gleichfalls aus dem Grenzlandverlag Gustav Boettcher, finden wir sehr gute und seltene, schwer erarbeitete Lichtbildaufnahmen. Das Buch ist trotz aller Gründlichkeit bis zur Behandlung schwieriger Probleme und einem außerordentlich sorgfältigen und umfassenden Schriftennachweis doch nicht für den Wissenschaftler allein geschrieben, sondern es gehört auch dem Fischer, Jäger und Entenschützen, dem Naturfreund und dem Wassersportsmann. Sehr lehrreich werden alle Vogelarten und auch die Säuger und niederen Tiere ausführlich behandelt. Auch der Entenjagd und der Fischerei sind besondere Abschnitte gewidmet, ein Auszug aus dem Schußbuch und eine Zusammenstellung aller Jagd- und Fischereiausdrücke, wie sie am Drausen üblich sind, bereichern das aufschlußreiche Buch über diesen größten deutschen Verlandungssee.

Ruth Gede eröffnet im Holzner-Verlag, Tilsit, unter dem Titel „Nehrungsleute“ zwei Erzählungen aus dem Leben der Menschen zwischen Haff und See. Die Heimkehr des Johannes Behrend ist ein unsäglich rührendes Stück der Mutterliebe. Einen Fischerssohn hat die Sehnsucht in die weite Welt hinausgetrieben. Alles, was er hinterließ, war das Versprechen, heimzukehren. Die armen Eltern werden alt und warten. Der Vater, der den Kahn schon längst verkauft hat, fährt als Greis noch einmal mit zum Fang hinaus, legt sich hin und stirbt und läßt die Mutter weiter warten. Fast vierzig Jahre ist es her, seit der Junge sie verlassen hat. Alle glauben, er sei längst verschollen, dennoch heißt ihr Lebenszweck nur noch warten. Ein Traum kündet ihr den Tag der Wiederkehr, die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Nicht alt, wie er es heute sein müßte, nein, als Junger, wie er sie verließ, kehrt der Sohn zurück. Sie ahnt nicht, daß es der Enkel ist, daß der Sohn längst in der Fremde starb. Das große Glück ist doch gekommen, das Mutterleben ist erfüllt. — „Not auf der Nehrung“ ist eine Erzählung von der trostlosen Armut eines Fischerpaares, das trotz jahrelangen Mühens nicht das tägliche Brot schaffen kann. Was sie erwerben, nimmt ihnen ein Wucherer, bis am Ende eine gute Tat den Haß zerbricht und alle Sorge in ein stilles Glück verwandelt. Auch der wiederum im Grenzlandverlag Gustav Boettcher, Pillkallen und Leipzig, erschienene „Fischer Rehse“ von E. Wilutzky ist ein Roman von der Nehrung. Der Sohn eines Fischers verläßt um eines Mädchens willen, das aus städtischen Lebenskreisen stammt, und die Tochter eines Archäologen ist, der auf der Nehrung Ausgrabungen veranstaltet, die Heimat. Aber die Großstadt mit allen ihren Reizen und Aufgaben vermag ihn nicht mehr zu halten, als er, wieder durch eine Frauengestalt, den Ruf der Heimat vernimmt. Diese Wandlung von der Heimat zur weiten Welt und von dort zum Ursprung zurück ist das gut und folgerichtig durchgeführte Leitmotiv des Buches, dem die Gestaltung der dörflichen Menschen und Zustände einen besonderen Reiz geben.

Martin Münch gibt in „Das Schattenschloß“, Holzner-Verlag, Tilsit, eine Märchenerzählung. Zwei Geschwister, die Kinder „Himmel“ und „Erde“, gelangen in das Zauberschloß des „Schatterich“ oder „Ambranus“, der die vierundzwanzig Stundengeister in seine Gewalt gebracht hat, so daß sie in seinem Zeitenplan ihm dienen müssen. Den lichten Prinzen „Strahlmut“ hat er in einen Drachen verwandelt, seine Verlobte hält er gefangen. Eine alte Wahrsagung aber lautet, erst wenn Himmel und Erde zusammenkämen und die zweimal zwölf Stundengeister drei Tage und Nächte vollzählig beieinander blieben, könnten sie alle erlöst werden. Die beiden Kinder übernehmen für diese Zeit den Dienst der Stundengeister und führen die Erlösung herbei. Diese Erzählung geht bewußt auf die alte germanische Anschauung vom Kampf des Lichtes gegen die Finsternis und den Sieg des Hellen, Guten und Großen über das Dunkel zurück und ist ein schönes Beispiel dafür, wie man auch ohne Kitsch und Verschrobenheit Märchen schreiben kann.

Ruth Geede, die Königsbergerin, lernen wir in „De Lävenstruuts", Geschichten on Gedichte utem ostpreißische Bloomegoarde", Verlag der Bücherstube am Hohen Tor, H. O. Holzner, Leipzig und Königsberg, auch als Mundartdichterin kennen. Dies ist echte, bodengewachsene Mundart, keine Übertragung hochdeutschen Empfindens und hochdeutscher Worte ins Platt. So schlicht und anspruchslos auch diese Geschichtchen und Gedichte sind, so rein und schön sind sie und so verwurzelt im Volkstum der Heimat. Vom Rosmarin und vom Beifuß, vom Wassermann und der Kornmutter wird erzählt, von der Krötenfrau und wie Klein-Heinchen für seine kranke Mutter den Tod suchen ging. Das sind keine am Schreibtisch erklügelten und in Mundart gepreßte Gedanken, sondern das ist unter den Menschen des Landes gehört und erlebt und in ihrer Sprache erzählt. Das Gleiche gilt von zwei anderen Mundartbüchlein: „Bi ons to Hus, Leederkes von hied un morge äwer Lache un Sorge", im Grenzland-Verlag Gustav Boettcher, Pillkallen-Ostpreußen, erschienen, Text und Melodie von Charlotte Keyser und Franz Née, „Doa lacht mien Därp, E lostiget Bock fär landsche und städtsche Lied", Verlag Bücherstube am Hohen Tor H. O. Holzner, Tilsit. Sehr viel Herzlichkeit und echte Innerlichkeit liegt darin und rechte Lebensfreude und Liebe zu Licht und Sonne und Arbeit und Heimat. Das kommt aus tiefem Herzen und hat alte Bauernweisheit und gesunden Humor. Zu den schönsten Liedern Charlotte Keysers gehört „De Sonn, dä ös gesunke" und „An bönne steiht de Wiehnachtsboom". Franz Nées Lieder und Geschichten sind so recht für besinnliche Menschen und zum stillen Genießen geschrieben, „too Fieroawend, wenn juh e bäht lache wölle on verschnuhwe noa'm Wärkeldach". Der ganze Jahres- und Lebensring des bäuerlichen Menschen, auch die gegenwärtige Zeit bis zum Eintopfessen und der eigenen Limousine finden hier ihren Niederschlag. Es ist ein Büchlein für unverbildete Menschen, die nicht vergessen haben, daß sie auch als Klein- oder Großstädter nur zwei oder drei Generationen in ihrer Ahnenreihe zurückzugreifen brauchen, um auch ihre Familie auf dem Lande wiederzufinden.

Der nun schon so oft genannte Grenzland-Verlag Gustav Boettcher, Pillkallen, hat auch ein ganz eigenartiges Heimatbuch aus der Feder des bekannten Kunsthistorikers und Strukturforschers Carl v. Lorck herausgebracht, dem wir bereits ein Werk über die Herrenhäuser Ostpreußens verdanken. Mit zahlreichen Bildern und Textzeichnungen legt Lorck hier den Bauvorgang eines Barockschlosses im deutschen Osten vor, den er an „Groß-Steinort" am Mauersee in Masuren studiert hat. Gewiß gehört das Büchlein in das kunst- und architekturgeschichtliche Fachschrifttum, aber es besitzt doch auch Allgemeininteresse, weil es zugleich der Gemeinschaftsarbeit vieler ostpreußischer Handwerksmeister des ausgehenden 17. Jahrhunderts ein Denkmal setzt. Was sonst in der Architekturgeschichte nur selten geschehen kann, hat Lorcks Arbeit hier ermöglicht, daß man die einzelnen handwerklichen Arbeiten von der Planung über den Kontrakt bis zur Vollendung und dem Entgelt in allen Einzelheiten verfolgen kann. „Das große feste Haus", so sagt der Forscher selbst, „ist in seiner kernigen Gestalt ein Denkmal der unbekannten Handwerker, die es in der Tat, wie es im Maurervertrage heißt, zu ihrem Ruhm und Ehre errichtet haben." Für die Denkmalpflege Ostpreußens bildet diese Arbeit einen wertvollen Beitrag.

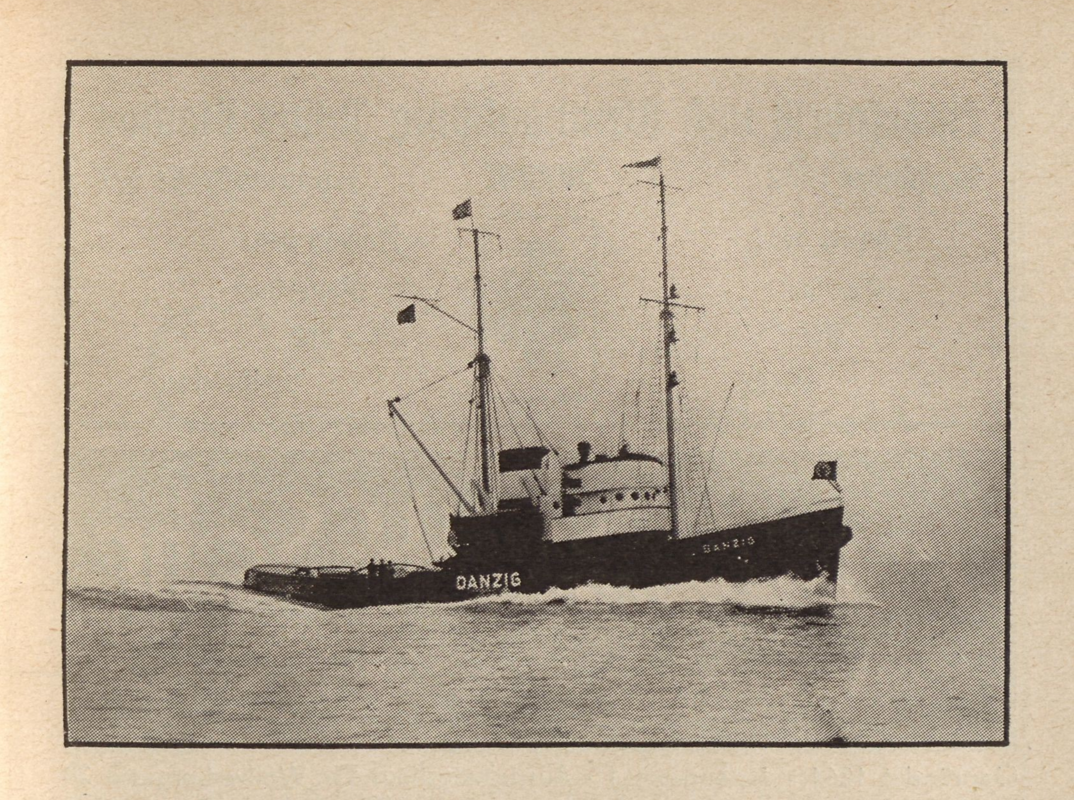
Mit den in „Schlesischer Totentanz" zusammengefaßten Erzählungen von August Scholtis, Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig, wenden wir uns einem anderen Gau des deutschen Ostens zu. Scholtis beschwört hier einen gewaltigen Totentanz von Menschen herauf, die diese ihre Heimat lieben und für sie sterben, Menschen, die heißen Blutes und solchen, die wunderlichen Wesens sind, wie sie solch ein Land hervorbringt, um das Rasse gegen Rasse, Blut gegen Blut miteinander im Kampfe liegen. Es ist die Seele dieses Grenzlandes, die aus den Menschen spricht und handelt, diese Seele seiner hartumkämpften Heimat, die Scholtis so wunderbar zu deuten versteht. Auch Georg Langer führt uns in seinem Roman „Die Mitteregger", erschienen im Zentral-Verlag der NSDAP., in umkämpfte deutsche Lande, in die Steiermark und nach Böhmen. Es ist Haß und Heimtücke des Tschechentums gegen die deutschen Menschen und alles deutsche Wesen, das durch diese Blätter geht. Fast wie mythische germanische Lichtgestalten stehen die Mitteregger in diesem Kampf, und der Sohn fällt darin. Aber seine Frau und Kameradin nimmt sich des letzten, fast verlorenen Sprossen

des Geschlechtes an, um ihm Mutter und Geleiterin in eine schönere Zeit zu sein. Solch ein Roman ist nicht nur als Dichtung zu begrüßen, sondern auch als das rechte Mittel, den Volksgenossen im Reich ein Bild von den Grenzmarken und den Nöten und Kämpfen seiner Bewohner zu geben, von denen sie sich selten einen Begriff zu machen vermögen. Das gilt fast in noch höherem Maße von Werner Erdhoffs Buch „Pankrác, Herzhafte Geschichten aus Deutschböhmerland", herausgegeben vom Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig-Berlin. Es sind mitunter ergötzliche Geschichten vom dummen und anmaßenden „Schweijk", wie er genasführt wird und wie sich die jungen Nationalsozialisten immer wieder aus der Schlinge zu ziehen wissen und aufrecht ihren Mann stehen. Dann aber hebt das Kapitel „Pankrác" an, das Kämpfen und Durchhalten in dem berüchtigten Gefängnis. Es ist der Kampf- und Dornenweg der deutschen Jugend in der einstigen Tschecho-Slowakei, die unbeugsam durchgehalten hat bis zur Erlösung. Der Tscheche fragt: „Was sind Sie bloß für komische Menschen! Kümmern sich ganz sinnlos um die Politik, wo sie könnten alles haben als junge Menschen viel schöner. Warum Sie machen nicht so wie tschechische Jugend? Nehmen sich schöne Mädchen und gehen am Sonntag ins Grüne . . .?" Die „Hakenkrajcler" aber schweigen und handeln und warten. Dieses lebendig geschriebene Buch aus den Kampfjahren eines Egerländers ist mehr als ein Geschichtsdokument, es ist Ansporn und Vorbild und wird vor allem bei der kampfesfrohen Jugend den verdienten Beifall finden.

Allen hier genannten Schriftstellern und Verlegern gebührt Dank dafür, daß sie mit ihren Werken das Augenmerk des deutschen Menschen immer wieder auf den deutschen Osten lenken. Das ist, abgesehen von der Schönheit und Größe des Landes, die hier vermittelt wird, im Hinblick auf die Eigenart und den Kampf der Menschen in den Grenzmarken, die die Volksgenossen im Norden, Süden und Westen endlich im ganzen Umfange kennenlernen sollen, auch eine politische Tat. Noch immer sind ungezählte Hunderttausende nicht heimgekehrt und stehen und trotzen und kämpfen und warten. So manches Mal, wenn die im Reiche Geborgenen Unkenntnis oder gar Gleichgültigkeit gegenüber dem Osten an den Tag legen, hört man die Kämpfer sagen: „Euch geht es schon wieder zu gut!" Solche Bücher aber helfen die Brücken bauen zum Verständnis, zur Anerkennung und zum Stolz auf den deutschen Menschen im Osten und seinen Kampf.

Dr. Hans-Bernhard Meyer.


EOS
Schuhputz
für alle Tage
NIMM
EOS
ALLE TAGE!



Bugsier-

Reederei- und Bergungs-G.m.b.H.

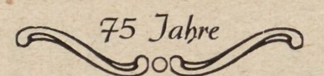
Danzig, Langer Markt 38

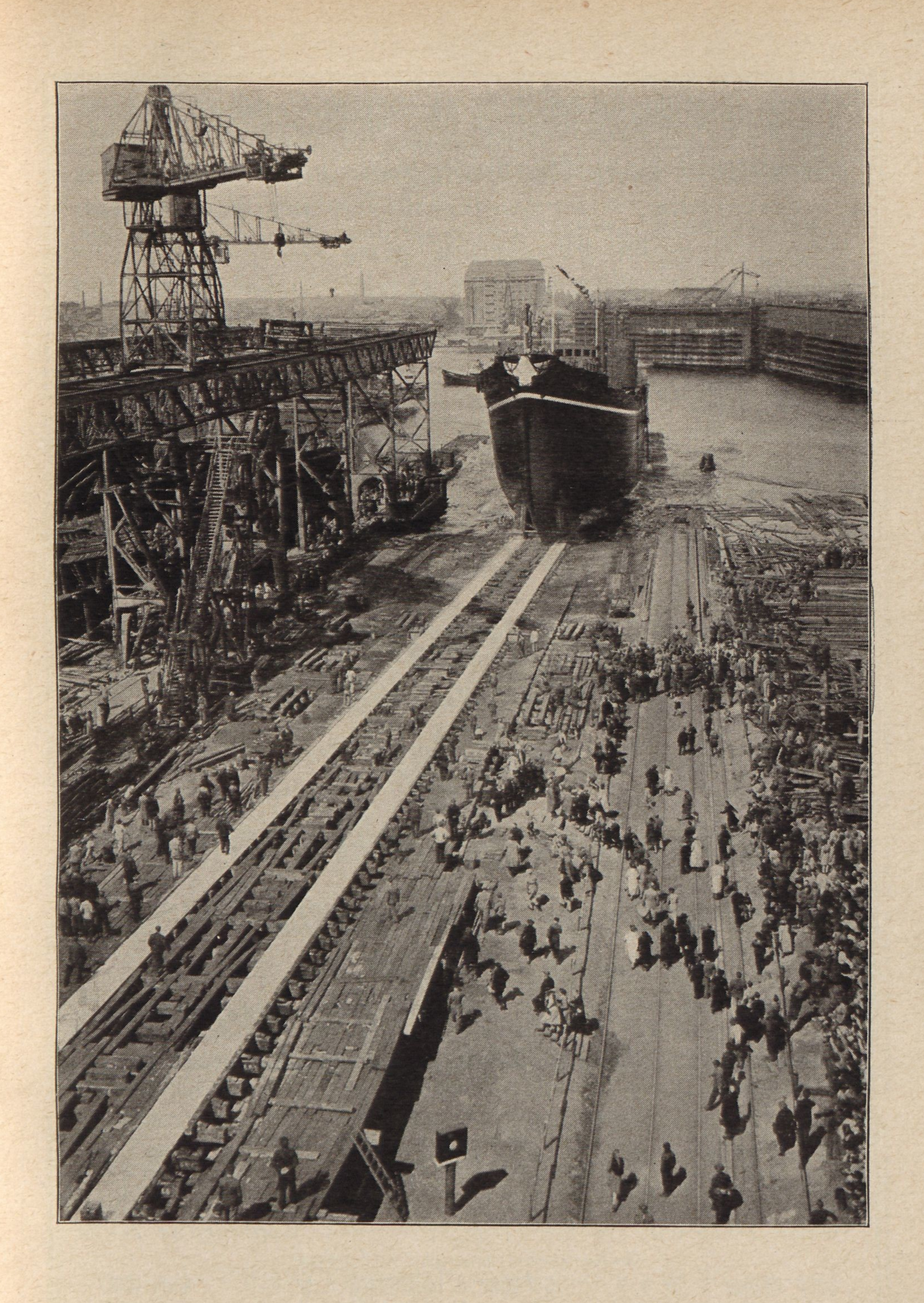
Schleppschiffahrt, Bergungen

Schlepper aller Größen

Tag- und Nachtdienst

Telefon: 35297, 24491, 24497 – Telegramm-Adresse: „Bugsier"


75 Jahre





Dr. Oetker's
ERZEUGNISSE
HABEN SEIT JAHRZEHNTEN WELTRUF!
VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH
Dr. Oetker's ERZEUGNISSE

Briefumschlagfabrik „Hansa" A.-G.



Danzig, Weidengasse 35—38

Gegründet im Jahre 1922 durch führende deutsche Briefumschlag- und Papierausstattungsfabrikanten

Die Hansa arbeitet nach deutschen Fabrikationsgrundsätzen mit modernen deutschen Spezialmaschinen und liefert alle Arten

Briefumschläge, Briefpapiere lose und in jeder Art von Papierausstattung, Trauerpapiere, Büttenpapiere, Luftpostpapiere, Schreibmaschinenpostkarten

Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der osteuropäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe" und „Danziger Juristenzeitung". Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig
Verlag: „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig

Danziger Mechanische Weberei G. m. b. H.



Groß-Zünder Telefon 22995 und Groß-Zünder 33

Wir stellen her:

Tischdecken, Lakenstoffe, Handtücher in Leinen, Halbleinen und Baumwolle, Frottierhandtücher, Baumwollköper, Inlett, Stout, Arabias, Gläsertücher, Drilliche, Rohleinen, Hosencord, Segeltuch, Bettzüchen, Unterbettdrell, Klötzelleinen, Köperdrell, Lazarettdrell, Verdunkelungsstoff usw.

Hausfrauen!
Achtet auf unser Fabrikzeichen!
Es bürgt für Qualität!
Erhältlich in allen Fachgeschäften!

D E R D E U T S C H E I M O S T E N

Jahrgang 2 September/Oktober 1939 Heft 7/8

Inhaltsverzeichnis

Die Bildvorlagen sind von:
Eigenes Archiv Seite 10, 17, 18, 19; Prof. Creutzburg, Dresden, Seite 34, 37, 41, 43, Kunstdrucktafel II, III; H. Sönnke, Danzig, Seite 1, 12, 14, 24, 25, 26, 29, 30, 31, 32, 39, Kunstdrucktafel I und IV; Foto-Lulinski, Seite 3; Techno-Photographisches Archiv, Potsdam, Seite 23, 27.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Karl Baedecker, Schriftleiter, Thorn; Peter Barth, Schriftsteller, Siebenbürgen; Dr. Ottfried Graf Finckenstein, Tergen/Saalfeld, Ostpreußen; Alfred Hein, Schriftsteller, Berlin-Schöneberg; Günther Hübschmann, Schriftleiter, Danzig; Hans Christoph Kaergel, Schriftsteller, Hain i. Riesengebirge; Prof. Dr. Kindermann, Münster, Westfalen; Kilian Koll, Schriftsteller, Nikolaiken, Ostpr.; Dr. Detlef Krannhals, Danzig-Oliva

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Detlef Krannhals (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Ketterhagergasse 11/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Willy Binder, Berlin. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Die Auslieferung erfolgt bis auf weiteres durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten", Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Ketterhagergasse 11/12, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50

Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich